



Die

Doppelehe,

oder

das Gespenst zu Reichenstein.

Ein Roman

von

Theodor Hildebrand.

Zweiter Theil.

Leipzig,
bei Christian Ernst Kollmann.
1826.

Zwanzigstes Kapitel.

Nach einiger Zeit wiederholte Marie in Begleitung der Frau von Saalheim ihren Besuch bei der Gräfinn Rosalie. Als die Ersteren in dem Hotel der Baroninn Cäcilie ankamen, fanden sie die ganze Familie, mit Ausnahme der Gräfinn, versammelt, die heute so krank war, daß sie ihr Zimmer nicht verlassen konnte. Wie gewöhnlich empfing die Baroninn diesen Besuch mit der größten Kälte; ihr Neffe hingegen war entzückt, und die Zärtlichkeit, womit er Mariens Hand ergriff, die Freude, welche in seinen Augen glänzte, bewies deutlich, daß seine Worte mit seinen Gefühlen übereinstimmten.

Pauline und Robert empfingen Marien sehr freundschaftlich, und als sie sich nach dem Befinden der Gräfinn Rosalie erkundigte, ant-

wortete Pauline sogleich: „Ich will meine Mutter von deinem Besuche benachrichtigen, weil ich überzeugt bin, daß sie sich darüber freuen wird.“

Als Pauline mit dem Auftrage zurückkam, daß ihre Mutter Marien zu sprechen wünsche, eilte diese nach dem Zimmer ihrer Wohlthäterinn, die ihr wohlwollend die Hand entgegenreichte, und sie einladete, sich neben ihrem Bette niederzulassen. Marie suchte sie durch ihre Unterhaltung so viel als möglich zu zerstreuen und aufzuheitern, was die Gräfinn mit Dank erkannte. Die Letztere fragte, wie sich Marie die Zeit bei der Frau von Saalheim vertreibe, und ob sie sich bei ihr nicht glücklich fühle? — Marie bezeigte den Wunsch, bis zur Rückreise, die sie nicht mehr fern glaube, bei dieser Dame zu bleiben.

„O, Marie, sagte die Gräfinn, ich fürchte, daß das Schloß Reichenstein nie ein Aufenthalt der Zufriedenheit und des Glückes sein wird; wenigstens für mich nicht.“

— Ich hoffe, erwiederte Marie seufzend, daß Sie bald anders denken werden, Frau

Gräfinn; Sie werden dort wenigstens Ihre Gesundheit wieder erhalten, deren Sie seit Ihrem Aufenthalte in Wien nicht mehr genießen. —

Die Gräfinn schüttelte den Kopf. „Ach! sagte sie, nicht die Veränderung meines Aufenthaltes ist Schuld an meiner Krankheit; weißt du nicht, daß das Glück sowohl überall, als nirgends sein kann?"

— Sie haben Recht, Frau Gräfinn; was aber mich betrifft, so glaube ich glücklicher zu sein, wenn ich in mein Vaterland zurückkehre. —

„Ach, Marie, dieses Glück wird bald durch den Kummer getrübt werden! — Weißt du nicht, was gleich nach unserer Rückkehr Statt finden wird? Welche Pein wirst du dann erfahren müssen, wenn ich mich in meinen Vermuthungen nicht gänzlich täusche!"

— Wie so? fragte Marie mit ungewisser Stimme. —

„Ich meine die Heirath meiner Tochter mit dem Baron von Lindau, Marie." Diese

wechselte die Farbe, und schien in der äußersten Verlegenheit zu sein; die Gräfinn fuhr fort: „Glaube mir, ich habe nicht die Absicht, dich durch dieses Gespräch zu quälen; aber ich kann nicht gleichgültig bei der unglücklichen Zuneigung bleiben, die, wie ich fürchte, zwischen dir und dem Baron vorhanden ist. Diese Zuneigung kann dir leider nur Angst und Kummer bereiten, und ich möchte sie dir gern, wenn es noch Zeit ist, ersparen."

Man kann sich leicht denken, wie Marien bei diesen Worten zu Muthe ward; sie wollte antworten, als plötzlich die alte Gräfinn Lobethal eintrat. Rosalie schien über diese Störung unwillig zu sein, und sagte leise zu Marien, daß sie ihr nicht antworten sollte; sie hoffte, daß ihre Mutter sich bald wieder entfernen würde; allein da die Absicht der Letzteren war, eine allzulange Unterredung ihrer Tochter mit Marien zu verhindern, weil sie fürchtete, daß diese ihr eine zu große Theilnahme einflößen möchte, so ging sie nicht vom Platze, bis Marie

endlich ihrer Wohlthäterinn Lebewohl sagte, und in den Salon zurückkehrte.

Frau von Saalheim sprach aber von dem Vergnügen des Schauspiels, und sagte, daß sie am folgenden Abende Marien hineinführen wolle, da diese noch nie ein Schauspiel gesehen hatte. Der Baron Heinrich erwiederte, daß er dieses Vergnügen sehr liebe, und die beiden Damen wahrscheinlich dort sehen würde.

„O, ich habe eine Loge gemiethet, antwortete Frau von Saalheim; erzeigen Sie mir daher die Ehre, Herr Baron, einen Platz in derselben anzunehmen.“

Heinrich nahm dieses Anerbieten sogleich an, mußte indeß bemerken, in welchen Zorn seine Tante darüber gerieth. Es schien, als wenn sie im Begriff war, ihrer Wuth freien Lauf zu lassen; doch mäßigte sie sich noch, und wandte sich lächelnd an Frau von Saalheim: „Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, gnädige Frau, wenn Sie mir ebenfalls einen Platz in Ihrer Loge vergönnen wollten, da ich sehr wünsche, meinen Neffen zu begleiten.“

Diese Bitte wurde ohne Weiteres zugestanden; man kann aber leicht denken, wie unmuthig sowohl der Baron, als seine Geliebte darüber waren. Nachdem Frau von Saalheim und Marie bald darauf Abschied genommen hatten, befahl die Erstere ihrem Kutscher, nach einem Landhause unweit Schönbrunn zu fahren, welches einer Dame gehörte, die, unter dem Namen einer Frau von Selmar, erst vor Kurzem durch Zufall mit ihr Bekanntschaft gemacht hatte. Mariens Freundinn wußte nichts weiter von dieser Dame, als daß sie für eine sehr reiche junge Wittwe gehalten wurde, deren Einladung, sie zu besuchen, sie jetzt Folge leisten wollte.

Der Wagen hielt bald vor dem bezeichneten prächtigen Landhause, und eben als die beiden Damen einzutreten im Begriff waren, sahen sie einen Herrn, der in einen großen Mantel gehüllt war, herauskommen. Der Bediente, durch den sie sich anmelden ließen, brachte die Antwort zurück, daß seine Herrschaft nicht bei Wege sei, und eben wollte Frau von Saalheim ihre Karte zurücklassen,

als ein Kammermädchen erschien, und sie einzutreten bat, wenn sie erlauben wollten, daß ihre Herrschaft sie in ihrem Toilettenzimmer empfangen dürfte.

Frau von Saalheim und Marie traten also in's Haus, und wurden in ein Zimmer geführt, wo Pracht und Verschwendung unter tausenderlei Gestalten herrschten. Frau von Selmar lag hier nachlässig auf einem Sofa hingestreckt, erhob sich aber sogleich beim Eintritt der Besuchenden, und empfing sie mit der größten Zuvorkommenheit. „Ich bin gestern auf einem Balle gewesen, sagte sie, und stand eben aus dem Bette auf, als Sie Sich anmelden ließen. Da ich noch zu müde bin, habe ich Befehl gegeben, mein Frühstück hier her zu bringen, und ich hoffe, meine Damen, daß Sie gütigst daran Theil nehmen werden.“

Frau von Saalheim, die von Allem, was sie um sich her erblickte, ganz entzückt war, willigte ein. Das Frühstück entsprach der Verschwendung, die in diesem Hause allenthalben herrschte; denn es bestand aus Leckerbissen, deren einer immer kostbarer war, als

der andere. Mitten beim Essen trat das Kammermädchen ein, und meldete, daß Herr von Heilborn um die Erlaubniß bitten lasse, seinen Besuch abzustatten.

Die Frau von Selmar schien hierdurch in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und Fröhlichkeit, die sie bisher gezeigt hatte, gestört worden zu sein. Sie wechselte die Farbe, und war einige Augenblicke in der größten Verlegenheit; dann aber wandte sie sich an die Frau von Saalheim, und sagte: „Der Herr von Heilborn ist mein vertrautester Freund; ich denke also wohl, daß wir ihn zulassen können."

— Ich bitte, erwiederte diese, lassen Sie Sich durch unsere Gegenwart nicht stören. —

Bei meiner Ehre, sagte der Herr von Heilborn eintretend, Elise, es ist wahrlich eben so schwer, bei Ihnen vorgelassen zu werden, als bei einem Minister, oder bei einer Sultaninn."

— O, Sie sollten es aber doch als eine große Gunst ansehen, in das Toilettenzimmer einer Dame eintreten zu dürfen. ... Erlauben

Sie, daß ich Ihnen hier die Frau von Saalheim und Fräulein Hochberg vorstelle. —

Heilborn verneigte sich. „Ich schätze mich glücklich, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ erwiederte er, einen dreisten Blick auf Marien werfend, die, an einen so ungezwungenen, freien Ton nicht gewöhnt, hoch erröthete. Sowohl sie, als ihre Freundinn erkannte in ihm denselben Herrn wieder, der vor einigen Augenblicken, in einen Mantel gehüllt, aus dem Hause trat. Er war ein schöner Mann, aber sein hochmüthiges Wesen und sein dreister Blick mißfielen Marien ungemein.

Frau von Selmar fragte ihn, ob er an dem Frühstück Theil nehmen wolle. „Ja, erwiederte er, ich komme bloß deßhalb, und zwar schon zum zweiten Male, her; denn da man mir sagte, daß Sie noch schliefen, so trat ich eben aus dem Hause, als diese Damen vorfuhren.“

Elise lächelte. „Man hat Sie nicht getäuscht, sagte sie; denn wenn ich Ihnen versichere, daß ich mich erst heute Morgen um sechs Uhr schlafen legte, so werden Sie mich

entschuldigen, daß ich erst jetzt aufgestanden bin. Sind Sie nicht auch dieser Meinung, Frau von Saalheim?"

Diese, welche über Alles, was sie hier sahe, entzückt war, ermangelte nicht, ihrer Meinung beizutreten; eben so war es aber nicht mit Marien. Der Herr von Heilborn schien ihr ein abscheulicher Mensch zu sein, und die Pracht, so wie die Ueppigkeit in diesem Hause stimmten gar nicht mit ihren reinen und sittsamen Vorstellungen überein.

Da die Mittagszeit herannahte, stand endlich Frau von Saalheim auf, um Abschied zu nehmen, und da sie den Herrn von Heilborn als den zukünftigen Gemahl ihrer neuen Freundinn betrachtete, ladete sie beide zu einem Gegenbesuche ein. „Ich werde morgen im Schauspiel sein, sagte sie beim Weggehen, und erwarte die Baroninn von Lindau in meiner Loge; wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen, mich zu begleiten?"

Frau von Selmar versprach es, und die Damen nahmen darauf sehr freundschaftlich Abschied von einander. Frau von Saalheim

konnte nicht aufhören, unterweges der schönen Elise die größten Lobeserhebungen zu machen. In Absicht auf die Schönheit dieser Frau stimmte Marie ein; aber in Absicht auf alles Uebrige, was sie bei derselben bemerkt hatte, war sie mit ihrem Lobe eben nicht verschwenderisch.

Als sie nach Hause kamen, fanden sie den alten Felsburg, der sie ungeduldig erwartete, und Frau von Saalheim erzählte ihm von dem eben abgestatteten Besuche. Sie sprach viel von dem Glanze und der Pracht, die bei ihrer neuen Freundinn herrschten, woraus sie schloß, daß sie sehr reich sein müßte.

„Macht sie einen guten Gebrauch von ihrem Reichthum?" fragte Felsburg.

O gewiß, antwortete Frau von Saalheim; denn die Art, wie sie uns aufnahm, und Alles, was wir bei ihr gesehen haben, zeigt von ihrer großen Freigebigkeit. —

„Recht gut! ... Wie aber, wenn sie nur vor den Reichen ihre Verschwendung, ihre Freigebigkeit zeigte, während sie die Armuth vielleicht im Elende schmachten läßt?"

— Ihre Bemerkungen sind immer so strenge, daß man kaum ein Wort mit Ihnen sprechen kann. Ich bin überzeugt, daß Frau von Selmar so mitleidig, als mancher Andere ist; aber ich kenne sie nur erst seit kurzer Zeit, und es ist vorauszusetzen, daß sie sich nicht selbst der Wohlthaten, die sie spendet, rühmen wird. Kurz, ich bin sehr zufrieden mit dieser neuen Bekanntschaft ... was hat sie nicht für eine schöne Stimme! O, hätten Sie nur die Romanze gehört, die sie uns vorgesungen hat! —

„Ich zweifele gar nicht an ihrer schönen Stimme; aber ich bin überzeugt, daß die Töne, welche ich heute früh gehört habe, ihren Gesang an Melodie weit übertreffen."

— Ich bitte Sie, Herr Felsburg; wer war dieser vorzügliche Sänger? —

„Eine arme Wittwe, die ich, nebst vier Kindern, aus dem schrecklichsten Elende zu retten das Glück hatte. Der Zufall führte mich einst zu ihr, und ich that Alles, um ihr zu Hülfe zu kommen; heute Morgen besuchte ich sie wieder; ihre Kinder sprangen freudig

um mich herum, und die Mutter stattete mir ihre innigsten Danksagungen ab. Da fühlte ich es, daß es keine süßeren, angenehmeren Töne für ein menschliches Ohr geben kann."

— Es ist wahr, Herr Felsburg, Niemand kann von seinen Reichthümern einen so edlen Gebrauch machen, als Sie; auch ist Ihre Menschenfreundlichkeit allenthalben bekannt ..... —

„Und hoffentlich auch allenthalben bewundert, fiel Marie ein, die dem Alten mit der größten Theilnahme zugehört hatte, und in deren Augen die schönen Thränen des Mitleidens glänzten. „O, Herr Felsburg, wie sehr achte ich Ihre Grundsätze; ich bitte Sie, erlauben mir, nach Kräften an dem Vergnügen Theil nehmen zu dürfen, die arme Wittwe und ihre Kinder zu unterstützen."

Mit diesen Worten überreichte sie dem Alten ihre Börse, der sie mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Zärtlichkeit anblickte. „Edle, großmüthige Marie!" rief er aus; „Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Sanftmuth, Bescheidenheit, Unschuld, Liebe, Festig-

keit des Willens sind die Eigenschaften, die ich schon an Ihnen bewundert habe; jetzt finde ich auch die Wohlthätigkeit damit vereint. .... O Marie, Sie sind von jetzt an der Gegenstand meiner ganzen Sorgfalt! Ja, theures Kind! sein Sie überzeugt, daß der kleinste Theil der Wohlthaten, die Sie dieser armen Wittwe erweisen, Ihnen tausendfach vergolten werden soll. — Wenn mein Geist aus dieser sterblichen Hülle entwichen ist, sollen sie sehen, daß meine Weissagung sich nicht auf bloße Worte beschränkt."

Marie war so gerührt, daß sie vergebens versuchte, zu sprechen; die Thränen erstickten ihre Worte. Der alte Felsburg drückte sie zärtlich an sein Herz, und gab ihr seinen wahrhaft väterlichen Segen. Er brachte den übrigen Theil des Tages bei den beiden Damen zu.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Gegen Abend des folgenden Tages erwiederte Frau von Selmar den ihr abgestatteten Besuch; der Glanz und die Pracht ihres Anzuges übertraf Alles, was Marie je gesehen

hatte. Da es Zeit war, sich nach der Stadt zu begeben, wenn man nicht allzuspät in's Schauspiel kommen wollte, so ließ Frau von Selmar ihren Wagen vorfahren. Mariens Herz klopfte heftiger, denn sie sollte ihren geliebten Heinrich sehen; aber ach, dachte sie, die Baroninn Cácilie wird gewiß bei ihm sein, und mich hart und verächtlich behandeln, wie sie es immer gewohnt ist. — Dieser Gedanke verscheuchte ihre Freude wieder, und zitternd trat sie in die Loge; da dieselbe indessen noch ganz leer war, so erholte sie sich einigermaßen und stärkte sich mit neuem Muthe.

Nicht lange darauf erschien auch die Baroninn Cácilie und ihr Neffe, und da Frau von Saalheim darauf bestand, daß die Erstere einen der vorderen Plätze einnehmen sollte, so ließ diese sich nicht lange bitten und setzte sich neben Marien; Heinrich aber nahm hinter seiner Geliebten Platz, und führte mit ihr die süßeste Unterhaltung; sie bemerkte jedoch, daß sich eine ungewöhnliche Traurigkeit in seinen Gesichtszügen ausdrückte.

Die Augen der Baroninn strahlten vor Freude, denn sie weidete sich an dem Kummer der beiden Liebenden, den sie selbst verursacht zu haben sich bewußt war. Sie hatte noch kurz vorher ihrem Neffen tausend Vorwürfe über seine Zärtlichkeit zu Marien gemacht, ihm gedroht, daß sie seinen Vater zu Grunde richten würde, wenn er sich weigerte, sich mit Paulinen zu vermählen, und ihn so lange gepeinigt, bis er ihr stammelnd versprach, sich ihren Wünschen zu fügen. Hiernach war es also nicht zu bewundern, wenn Heinrich seine Traurigkeit nicht unterdrücken konnte; denn sobald er Marien, ihre Schönheit, ihre reizende Liebenswürdigkeit sahe, erhielt seine Liebe neue Gewalt, und er fühlte, daß es unmöglich sei, das seiner Tante gegebene Versprechen zu halten.

Auf den Lippen der Baroninn schwebte ein beständiges zufriedenes Lächeln über den Sieg, den sie errungen zu haben glaubte; allein ihr Triumph sollte nicht lange dauern, und das Schicksal hatte beschlossen, ihrem Vergnügen für heute ein Ziel zu setzen. Ge-

gen Ende des ersten Aufzugs sahe Marie einen Offizier in die benachbarte Loge treten, dessen edler Anstand ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, und obgleich er sich nicht mehr in der ersten Jugendzeit seines Alters befand, so waren doch seine Gesichtszüge äußerst einnehmend. Er schien den größten Antheil an dem zu nehmen, was auf der Scene vorging, und erst als der Vorhang gefallen war, blickte er um sich her. Wie groß war jetzt Mariens Erstaunen, als sie bemerkte, daß die Baroninn Cäcilie plötzlich leichenblaß wurde; ihre Augen sahen starr nach dem Offizier, der sie noch nicht erblickt zu haben schien, und sie zitterte an allen Gliedern. Marie rief ihr erschrocken zu: „Ist Ihnen nicht wohl, Baroninn?“

Der Fremde hörte diese Worte, und sahe nun aufmerksam die Baroninn an; sogleich schien auch er in die heftigste Bewegung zu gerathen, und mit erstickter Stimme sagte er: „Die Baroninn von Lindau! Wahrhaftig, sie ist es! Aber Sie haben Ursache zu zittern, fuhr er mit einem strengen Tone

fort; zittern Sie bei dem Anblicke eines Mannes, den Sie auf das Grausamste beleidigt haben!"

— Hier ist nicht der Ort, mein Herr, erwiederte die Baroninn mit kaum vernehmbarer Stimme, mich mit Ihren Schmähungen zu überhäufen. —

„Allenthalben, wo ich Sie finde, will ich Sie meinen gerechten Zorn fühlen lassen; aber ich glaube gern, daß die Stimme der Wahrheit Ihren Ohren unangenehm sein muß."

— Wenn ich mich nicht irre, so habe ich das Vergnügen, den Kapitain Sorgau vor mir zu sehen, sagte der Baron Heinrich näher tretend. —

„Sie irren Sich nicht," erwiederte er, ihm die Hand reichend; „aber Sie sind mein Feind nicht, denn Sie haben eine zu große Aehnlichkeit mit derjenigen, deren Verlust ich unaufhörlich betraure, und wer ihr ähnlich ist, kann nur ein guter Mensch sein."

— Aus Rücksicht für mich, fuhr Heinrich fort, suchen Sie Sich jetzt zu beruhigen, da

hier der Ort nicht zu dergleichen Erklärungen ist. Ich weiß, tapferer Kapitän, daß Ihr Unglück groß ist, aber Ihr Verdacht könnte ungegründet sein. —

„Sehen Sie nicht den Schrecken dieses elenden Weibes? Spricht nicht die Schuld aus jedem ihrer Züge, und könnte ich wohl einen größern Beweis ihres Verbrechens verlangen? ... Unmenschliches Weib! fuhr er mit einem wüthenden Blicke auf die Baroninn fort! wo ist meine Gattinn, meine Amalie? Lebt Sie noch, oder hat Ihre Grausamkeit dem vollkommensten Geschöpfe Gottes den Tod bereitet?"

Frau von Saalheim und von Selmar erstaunten über die Scene, deren Augenzeugen sie waren, und theilten sich ihre Vermuthungen darüber mit, während Heinrich dem Kapitän seine Bitte wiederholte, sich zu beruhigen. Da seine Tante in Ohnmacht gefallen war, so fürchtete er die allgemeine Aufmerksamkeit rege zu machen; Marie suchte die Baroninn durch ein Riechfläschchen wieder zu sich zu bringen.

„Aus Freundschaft für Sie, lieber Heinrich, sagte der Kapitän endlich, will ich jetzt schweigen; aber wenn Sie einen Begriff von dem Schmerze haben, der mich verzehrt, so wird mein Betragen sie nicht überraschen. Irre ich mich nicht, so liegt Ihnen dieses liebenswürdige Fräulein da, fuhr er auf Marien zeigend fort, sehr am Herzen; sein Sie also vorsichtig, Heinrich, aus Furcht, daß Ihre Tante Ihnen diesen Schatz nicht raubt, und Sie, wie mich, in den Abgrund der Verzweiflung stürzt. Die Jugend und die Schönheit sind die Opfer, die sie sich zu ihrem Raube außersehen hat. Leben Sie wohl, Baron, und sein sie klug! ... Auf Wiedersehen!" — Hiermit drückte er dem jungen Baron die Hand, verneigte sich gegen die Damen, und verließ die Loge.

Heinrich faßte zärtlich die Hand seiner Geliebten. „O wie gut hat der Kapitän meine Gefühle errathen," sagte er. Marie erröthete und schlug die Augen nieder. Da die Baroninn immer noch in Ohnmacht lag, so eilten ihr auch die andern beiden Damen

zu Hülfe, und konnten sich von dem Erstaunen über diese Scene nicht erholen, die wir einigermaßen aufzuklären versuchen wollen.

Der Baron von Lindau, Heinrichs Vater, nahm in den ersten Jahren seiner Vermählung seinen Aufenthalt in Wien, wohin ihn auch seine Schwester, die Baroninn Cäcilie, begleitete, welche damals ungefähr dreißig Jahr alt sein mochte. Obgleich man sie hübsch nennen konnte, so war doch ihre erste Jugendzeit verflossen, ohne daß sich irgend ein Bewerber um sie gefunden hätte; denn Jedermann floh sie, weil ihr übermäßiger Stolz und ihr heftiger Charakter allgemein bekannt war. Die geringsten Widerwärtigkeiten bei ihren Plänen und Wünschen konnten sie in Wuth setzen, so daß weder ihr Reichthum, noch ihre Geburt sie vor dem Schicksal schützten, eine alte Jungfer werden zu müssen.

Der Schiffs-Kapitän von Sorgau, ein Jugendfreund des Barons, kam damals von einer seiner Seereisen nach Triest zurück, und stattete in Wien einen Besuch ab, wo er den

Bitten des Barons nachgab, in dessen Hause eine Wohnung anzunehmen, bis er wieder Befehl erhalten würde, unter Segel zu gehen. Er war damals erst vier und zwanzig Jahr alt, ein schöner Mann, lebhaft und geistreich. Aus Rücksicht für die Schwester seines Freundes, erwies er der Baroninn Cäcilie bei jeder Gelegenheit die größten Aufmerksamkeiten, war fast stets in ihrer Begleitung, und gab so zu dem Gerüchte Anlaß, daß er sich mit ihr vermählen würde. Ohne es selbst zu wollen, hatte er sich auf diese Art zum Herrn über Cäciliens Herz gemacht, und diese, ihres Sieges gewiß, zweifelte nicht einen Augenblick lang, daß er ihre Liebe erwiederte; sie erwartete täglich, daß der Kapitän ihr seine Zärtlichkeit gestehen möchte; aber ach! sie war in einem großen Irrthume. Der Kapitän dachte nicht einmal daran, sich um ihre Hand zu bewerben.

Um diese Zeit kam Amalie von Lindau, eine Cousine des Barons, nach Wien, und wohnte in dessen Hause. Ihr Vermögen war unbedeutend, aber sie war achtzehn Jahr alt,

schön wie ein Engel, und in ihrem ganzen Wesen lag der unaussprechliche Zauber der reinsten Unschuld. Nie wurden zwei Herzen rascher durch einander erobert; Amaliens Erröthen, ihre niedergeschlagenen Augen bewiesen dem glücklichen Sorgau täglich, daß sie seine zärtlichen Blicke verstanden hatte, und bald folgte hierauf das gegenseitige Geständniß ihrer Liebe. Ihrem Glücke schien kein Hinderniß entgegenzustehen, nur wurde die gefühlvolle Amalie von der Vorstellung gemartert, daß der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit sich in Kurzem wiederum den Wellen würde anvertrauen müssen.

Die Baroninn Cäcilie fing am Ende an, sich darüber zu wundern, daß der Kapitän ihr seine Liebe nicht frei gestand, und mit eifersüchtigen Blicken bemerkte sie seine Aufmerksamkeiten für Amalie. Doch hatte sie eine zu hohe Meinung von sich selbst, als daß sie sich einbilden konnte, ihre Cousine sei ihre Nebenbuhlerinn; sie glaubte, daß der Kapitän bloß aus Furcht, allzu anmaßend zu erscheinen, sich noch nicht erklärt hatte, und

nahm sich also vor, ihm das Geständniß zu erleichtern; bei der ersten Gelegenheit sprach sie daher so deutlich mit ihm, daß er sie unmöglich mißverstehen konnte. Der Kapitän fühlte ganz die Verlegenheit, in der er sich befand; er konnte sich aber zur Verstellung nicht entschließen, und sagte ihr frei heraus, daß Amalie seine ganze Liebe besitze.

Die Wuth der Baroninn Cäcilie bei dieser unumwundenen Erklärung war unbeschreiblich. Von dem Augenblick an faßte sie den unversöhnlichsten Haß gegen den Kapitän, und schwur sich zu rächen; sie eilte hierauf zu ihrer Cousine, machte ihr die bittersten Vorwürfe, und vergaß sich sogar so weit, sie zu mißhandeln. Jetzt schien in dem ganzen Hause Alles in Verwirrung gerathen zu sein; Amalie verließ es augenblicklich, und auch der Kapitän wollte nicht länger darin wohnen. Alle Bitten und Vorstellungen des Barons halfen nichts: Sorgau miethete sich in der Stadt ein, nnd brachte Amalien bei einer anständigen Familie, welche vor dem Thore wohnte, unter; hier empfing sie von Neuem

die Schwüre seiner Treue, und wurde bald darauf seine glückliche Gattinn.

Einige Monate lang genoß das junge Ehepaar die ungetrübten Seligkeiten der Liebe, als der Kapitän plötzlich Befehl erhielt, das Kommando seines Schiffes wieder zu übernehmen. Wie schmerzhaft war die Trennung für beide! Aber die Vorstellung, daß Amalie seine Frau sei, tröstete den Kapitän, der, bloß mit dem Gedanken an seine Rückkehr beschäftigt, seine Reise antrat. Er benutzte jede Gelegenheit, um seiner Gattinn zu schreiben; da er indessen keine Antwort erhielt, so lebte er in beständiger Unruhe. Erst nach zwei Jahren setzte er wieder in Venedig den Fuß an's Land, und eilte nun voll Hoffnung nach Wien, seine geliebte Amalie zu umarmen. Welcher Schrecken für ihn, als er in dem Hause, wo er seine Gattinn zurückgelassen hatte, ganz fremde Einwohner fand, die ihm über Amaliens Schicksal nicht die geringste Auskunft geben konnten!

Zitternd vor Furcht eilte sie zu einer

Dame, die eine vertraute Freundinn seiner Gattinn war; hier erfuhr er, daß Amalie sechs Monat nach seiner Abreise plötzlich verschwunden sei, ohne daß je wieder eine Spur von ihr aufzufinden gewesen wäre. Der eifrigsten Nachsuchungen der Polizei ungeachtet, gelang es nicht einmal, zu erfahren, ob sie mit Gewalt geraubt worden wäre, oder sich freiwillig entfernt hätte; und selbst die großen Belohnungen, die auf die Entdeckung ihres Aufenthaltes gesetzt worden waren, bewirkten keine nähere Aufklärung.

Der Kapitän war unbeweglich vor Schrekken bei dieser Nachricht; dann fiel ihm aber Baroninn Cäcilie ein, und dieser Gedanke wirkte wie ein Donnerschlag auf ihn. Sogleich ritt er zu ihr, und klagte sie ohne Weiteres an, ihm seine Frau geraubt zu haben; aber sie lachte nur über seinen Schmerz, und trotzte ihm mit der Antwort, er solle es einmal beweisen, daß sie dieses Verbrechen begangen habe. Nichts war jetzt dem Kapitän gewisser, als daß die Baroninn wirklich eine schändliche Verbrecherinn sei; aber ihr hoher

Rang schützte sie vor jeder Anklage, da alle Beweise fehlten. Voller Wuth verließ sie der Kapitän, verfolgte sie aber von dieser Zeit an allenthalben, wo er sie fand, mit seinen Vorwürfen.

Der Baron von Lindau war höchst betrübt über diese Begebenheit, und suchte sich zu überreden, daß seine Schwester an einem so abscheulichen Verbrechen keinen Theil haben könne; aber dennoch war er nicht im Stande, seine Besorgnisse deßhalb gänzlich zu unterdrücken. Der unglückliche Kapitän brachte ganze Jahre damit zu, seine geliebte Frau allenthalben aufzusuchen, aber vergebens; alle seine Hoffnung schwand, und er verfiel in die tiefste Schwermuth. Mit seinem Freunde, dem Baron, unterhielt er indessen noch einen Briefwechsel, und er hatte öfters Gelegenheit, den jungen Heinrich zu sehen, der ihm wegen seiner außerordentlichen Aehnlichkeit mit Amalien sehr gefiel. Da aber der Baron eine lange Reihe von Jahren hindurch sein Schloß Lindau am Rheine bewohnte, so genoß er wenigstens die Genugthuung, seiner Feindinn

nicht mehr zu begegnen, und deßhalb konnte er auch seine Wuth nicht unterdrücken, als er sie so unverhofft im Theater wiedersahe.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Die Baroninn Cäcilie kam endlich wieder zu sich, und da es heut' zu Tage nichts Neues ist, eine Dame im Theater in Ohnmacht fallen zu sehen, so hatten sich die übrigen Zuschauer kaum darum bekümmert, was in der Loge der Frau von Saalheim vorgegangen war. Als die Baroninn die Augen öffnete, blickte sie furchtsam umher und fragte ihren Neffen, ob der Kapitän noch da sei. Auf die verneinende Antwort Heinrichs nahmen ihre Gesichtszüge bald ihren gewöhnlichen Stolz wieder an; sie befahl ihrem Neffen, ihren Bedienten aufzusuchen, um den Wagen vorfahren zu lassen, und wendete sich dann an die Damen ihrer Gesellschaft:

„Wahrscheinlich, meine Damen, haben Sie allerlei Vermuthungen über die Scene, deren Augenzeugen Sie so eben waren; aber

diese Loge ist der Ort nicht zu einer näheren Erklärung, und überdieß werde ich mich auch nicht dazu herablassen. Die Thatsache ist kürzlich folgende: Der Kapitän von Sorgau war in seiner Jugend sehr eng mit meiner Familie verbunden, und wußte sich mein Vertrauen zu verschaffen, das er aber mißbrauchte. Er schloß darauf eine Verbindung mit einer jungen Waise, meiner Cousine; mehrere Unglücksfälle waren die Folgen davon, und jetzt soll ich die Ursache derselben sein. Ich lache aber über seinen Zorn, und trotze seiner Anklage, da ich über jeden Verdacht erhaben bin; ich will mir auch weiter keine Mühe geben, mich von einem Verdachte zu reinigen; denn die Meinung, welche man von mir haben kann, ist mir höchst gleichgültig, und ich werde nie auf eine Frage solcher Art eine Antwort geben."

Hierauf stand sie auf, machte eine stolze Verbeugung, und verließ die Loge. Heinrich drückte Marien verstohlen die Hand, indem er leise sagte: „Bleiben Sie morgen zu Hause, ich komme nach Schönbrunn." Er unterstützte

dann seine Tante, deren Kniee noch so wankten, daß sie kaum gehen konnte.

Frau von Saalheim, durch das anmaßende Wesen der Baroninn beleidigt, konnte sich nicht enthalten, die bittersten Anmerkungen über sie zu machen. Frau von Selmar lachte über den Vorfall, und versicherte, daß die Baroninn gewiß bei Weitem nicht Alles gestanden habe, was sie und den Kapitän beträfe; dieser Meinung war auch Marie. Das Schauspiel zog indessen nach einiger Zeit die Gedanken der drei Damen von dieser Begebenheit ab, und man fuhr nach Beendigung desselben beruhigt wieder nach Hause.

Am andern Morgen wollte Frau von Saalheim mit Marie ihrer neuen Freundinn einen Besuch abstatten; allein der Worte des Barons Heinrich eingedenk, daß derselbe heute nach Schönbrunn kommen wollte, schützte Marie ein heftiges Kopfweh vor, um sich nicht von Hause entfernen zu dürfen. Den ganzen Vormittag lang wartete sie vergebens auf die Ankunft des Geliebten, und auch Nachmittags mußte sie alle Qualen der Ungeduld

aussehen. Frau von Saalheim empfing heute den Besuch einer großen Anzahl ihrer Freunde. Mariens Herz klopfte jedesmal heftiger, wenn Jemand angemeldet wurde, und unmuthig sahe sie beim Thee den Kreis der Gesellschaft sich immer mehr vergrößern, indem sie bedachte, daß es ihr schwer werden würde, sich mit dem Baron zu unterhalten, wenn er wirklich noch Wort halten sollte. Frau von Saalheim bemerkte ihre Traurigkeit, und suchte sie auf alle Weise zu zerstreuen. In diesem Augenblick wurde wieder ein Besuch angemeldet, und wie Feuer ergoß es sich durch alle Adern Mariens, als sie den Namen des Barons von Lindau nennen hörte.

Nach den ersten Begrüßungen näherte sich Heinrich Marien, und fragte sie nach ihrem Befinden, da er bemerkte, daß ihre Gesichtsfarbe blässer als gewöhnlich sei. Sie erwiederte, daß sie heftiges Kopfweh habe, das sie wahrscheinlich nicht eher wieder verlassen würde, als bis sie der Ruhe genossen hätte.

„Ich habe sie aufgefordert, die frische Luft zu genießen, unterbrach Frau von Saal-

heim, es aber nicht dahin bringen können, daß sie heute aus dem Hause gehen wollte; ich fürchte daher, daß sie kränker ist, als sie es gestehen will.“

Heinrich sahe sogleich, warum sie sich nicht hatte von Hause entfernen wollen, und warf ihr daher einen so zärtlichen Blick zu, daß sie in der größten Verwirrung die Augen niederschlug. Um aber keine Veranlassung zu geben, daß sie die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zöge, suchte sie sich wieder zu sammeln, und sagte zur Frau von Saalheim: „Ich bin Ihnen sehr verbunden wegen des Antheils, den Sie an meiner Gesundheit nehmen; aber ich versichere Sie, daß ich nicht so krank bin, als Sie glauben, und Ihr gütiges Anerbieten, die frische Luft zu genießen, schlug ich nur deßhalb aus, weil ich glaubte, daß ich keine Erleichterung dadurch erhalten würde.“

— Warum nicht, meine Liebe? antwortete Frau von Saalheim; ich habe immer gehört, daß die freie Luft ein vortreffliches Mittel gegen das Kopfweh ist. —

„O, es ist auch noch nicht zu spät, um das Mittel zu versuchen," unterbrach der Baron, einen bittenden Blick auf Marien werfend; der Abend ist vorzüglich schön, und wenn Sie erlauben, mein Fräulein, werde ich das Vergnügen haben, Sie zu begleiten."

Frau von Saalheim unterstützte diesen Vorschlag, und da Marie sich nicht weigern konnte, ohne eigensinnig oder lächerlich zu erscheinen, willigte sie ein. Nach dem Thee nahm der Baron ihren Arm, und verließ mit ihr die Gesellschaft, um einen Spaziergang in dem Garten zu machen.

Als sie in der großen Allee waren, drückte Heinrich Mariens Arm sanft unter dem seinigen, und sagte: „Ich hoffe, liebe Marie, daß die frische Abendluft Ihr Kopfweh vertreiben wird. ... Aber was fehlt Ihnen denn? ... Sollte Ihnen die freie Luft nicht zusagen?"

— O ja, antwortete sie, ich fühle mich schon etwas erleichtert, aber ... —

Sie stockte und schlug die Augen nieder. Heinrich war entzückt über die Lebhaftigkeit,

womit sie diese Antwort gegeben hatte. „O! rief er aus, wie danke ich Ihnen für die Erlaubniß, Sie auf diesem Spaziergange begleiten zu dürfen!“ Dabei drückte er ihr sanft die Hand, und sahe sie mit leidenschaftlichen Blicken an. Marie antwortete nicht, aber in ihrem lieblichen Gesichte lag der Ausdruck ihrer Empfindungen, und Heinrich war außer sich, als er bemerkte, was Marie fühlen mochte.

Der erste Gegenstand ihres Gesprächs war hierauf die gestrige Scene im Theater zwischen dem Kapitän und der Tante des Barons. Heinrich erzählte Marien, was unsere Leser bereits wissen: von der Baroninn Cäcilie und ihrem unglücklichen Schlachtopfer, und Marie theilte aufrichtig den Kummer, den er bei dem Gedanken an die Grausamkeit seiner Tante fühlte. „Mehrere Ursachen vereinigen sich, mich zu betrüben, fuhr Heinrich fort, aber vor allen giebt es eine darunter, die mir das Herz zerreißt, und die ich Ihnen nicht länger verbergen kann. Es steht in Ihrer Macht, Marie, mich von meinem Kum-

mer zu befreien, und ich habe die süße Hoffnung, daß Sie mir meine Bitte gewähren."

— Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron, erwiederte Marie; wie könnte ich Sie von Ihrem Kummer befreien? —

„Wenn Sie mir über die Geheimnisse Aufklärung geben, die mich beinahe meines Verstandes beraubt hätten, indem ich glaubte, daß ein glücklicher Nebenbuhler mir vorgezogen würde. Ach, Marie, es ist Ihnen schon bekannt, was mein Herz für Sie fühlt, und ich würde der glücklichste der Sterblichen sein, wenn ich das süße Gegengeständniß von Ihnen erhalten könnte. — Sie schweigen, theure Marie? .... Aber Ihre Augen sprechen zu meinem Herzen, und erfüllen es mit der süßen Hoffnung, daß Sie mich wieder lieben."

— O, halten Sie ein, Heinrich! rief Marie erröthend; wozu sollte ein solches Geständniß dienen? Es wäre besser gewesen, wenn uns beiden die Gefühle, die uns beseelen, hätten fremd bleiben können, da sie so viele Hindernisse zwischen uns stellen, die wir nicht werden überwinden können. —

„O, Marie, wissen Sie nicht, daß die wahre Liebe keine Hindernisse kennt?“

— Und Sie vergessen, daß Sie Paulinen Ihr Wort gegeben haben? —

„Ach, könnte ich es vergessen! Aber glauben Sie mir, angebetete Marie, daß ich nie dieses Wort in Erfüllung bringen werde. Ueberdieß wird mir Pauline meine Freiheit wiedergeben, denn ihr Herz gehört dem jungen Herrn von Lessen an. Meine Tante so wohl, als die Gräfinn Lobethal haben es bereits bemerkt und sind wüthend darüber; ich muß täglich alle Wirkungen ihres Zorns deßhalb empfinden.“

— Und was sagt die Gräfinn von Hochberg dazu? —

„Ich weiß es noch nicht; aber so viel ist gewiß, daß die augenscheinliche Leidenschaft Paulinens mich meines Worts entbindet. Zwar müssen wir jetzt noch ruhig schweigen, theure Marie, so lange wir in Wien sind, denn Sie sind hier ohne Schutz; wenn wir aber nach Hause zurückgekehrt sind, so werde ich meine Liebe zu Ihnen öffentlich

erklären, und der Graf Ferdinand wird mir seine Einwilligung nicht versagen, wie ich hoffe. Mein Vater bewundert Sie, die Erklärung des Grafen Gustav bringt alle Einwürfe zum Schweigen, und wir würden dann die Drohungen meiner Tante verachten können, da Ihr Vermögen hinreichend ist, die zerrütteten Umstände meines Vaters wieder in Ordnung zu bringen. Sehen Sie, liebe Marie, dieß ist das Schicksal, das unser wartet, wenn Sie mir Ihre Einwilligung geben; bedenken Sie, daß mein Glück allein von Ihrer Antwort abhängt."

— Ach, Heinrich, welche reizende Aussichten eröffnen Sie mir da! ... Gott weiß, mit welcher Freude ich Alles aufopfern würde, um zu Ihrem Glücke beizutragen. ... Aber ich fürchte, daß Ihre Pläne nie in Erfüllung gehen werden! —

„Und wenn sie nun in Erfüllung gehen, würden Sie dann einwilligen, meine Frau zu werden?"

— Wenn ich an diese Möglichkeit glauben könnte, sagte Marie zitternd, würde ich

nicht anstehen ... indem ich zu Ihrem Glücke etwas beitrüge, würde ich auch das meinige befestigen. ... Ich glaube, das ist genug gesagt. ... — Sie schwieg, und schlug die Augen nieder; die lebhafte Röthe ihrer Wangen gab einen Beweis, daß sie fürchtete, schon zu viel gesagt zu haben.

Trunken vor Freude führte Heinrich Mariens Hand an seine Lippen. „Auf immer sei diese Stunde gesegnet! rief er aus, diese glückliche Stunde, welche mich auf den Gipfel meiner Wünsche erhebt. Marie! meine angebetete Marie will mir auf ewig angehören!“ — Halten Sie ein! Heinrich, mäßigen Sie sich, unterbrach sie. Ich sehe noch tausend Hindernisse für unser Glück ... aber es wird immer später, und Frau von Saalheim erwartet unsere Rückkehr. —

„O, bewilligen Sie mir nur noch einige Minuten, denn ich habe Ihnen noch Etwas zu sagen. Ich möchte nicht gern Ihr Zartgefühl verletzen, meine süße Geliebte, aber Sie wissen, daß mehrere Umstände mich zu dem Gedanken verleiteten, daß ich einen Ne-

benbuhler hätte. O, zerstreuen Sie jetzt meine Besorgnisse, und geben Sie meinem Herzen die Ruhe wieder."

Er sah sie zärtlich an, und bemerkte, wie sie leichenblaß wurde, indem sie sagte: „Beruhigen Sie Sich, ich bin unschuldig, obgleich mehrere Umstände gegen mich zu sprechen scheinen. Ich glaube, die meinem Geschlechte vorgeschriebenen Grenzen nicht zu überschreiten, wenn ich Ihnen versichere, daß Sie allein meine Zärtlichkeit besitzen."

Heinrich war entzückt über dieses neue Geständniß, aber er erinnerte sich jetzt der Scene in den Felsen, und wünschte von Marien darüber Aufklärung zu haben. Er erzählte ihr daher, daß er Zeuge ihrer Zusammenkunft mit einem Manne gewesen, und daß dieß allein Ursache gewesen sei, Paulinen so unerwartet sein Versprechen zu geben.

„Großer Gott! rief Marie fast außer sich aus; ist es möglich, daß Sie mich noch lieben, da der Schein so sehr gegen mich ist? Halten Sie mich nicht für schuldig? ... Ach, ich muß es wohl in Ihren Augen wer-

den, Ihre Achtung auf immer verlieren ....
denn ich kann Ihnen dieses Geheimniß nicht
entdecken!“

— Sie können nicht, Grausame! ....
Es macht Ihnen Vergnügen, mich zu quä-
len. ... Aber nein, mein unendlicher Schmerz
muß Sie rühren. O, ich bitte Sie, Marie,
war es ein Nebenbuhler, in dessen Armen
ich Sie sahe? —

„Nein Heinrich, antwortete Marie fest;
ich habe Ihnen schon gesagt, daß Sie allein
meine Zärtlichkeit besitzen, und ich wiederhole
es jetzt; aber ich kann Ihnen das Geheim-
niß nicht entdecken. Beklagen Sie mich
Heinrich; Sie wissen, welches Dunkel meine
Geburt umschwebt; aber verachten Sie mich
nicht, ich würde Ihre Verachtung nicht er-
tragen können.“

Bei diesen Worten erhob sie ihre Augen
gen Himmel, und ein Strom von Thränen
benetzte ihr Gesicht, in welchem die Unschuld
und Wahrheit thronten. Heinrich betrachtete
sie lange Zeit mit Entzücken. „Sie ist un-

schuldig! rief er endlich aus, drückte Mariens Hand an sein Herz, und fuhr fort:

„O, weinen Sie nicht diese kostbaren Thränen, Marie, sie zerreißen mir das Herz. Ich will Ihnen nicht mit meinen Fragen beschwerlich fallen, und mich allein auf Ihre Versicherungen verlassen. Ich weiß es, Ihre Geburt ist von Geheimnissen umgeben .... Sie kennen vielleicht Ihre Aeltern? Ja, ich überlasse mich dieser Hoffnung. Der Fremde, den ich bei meiner Marie sahe, hat ein Recht auf ihre Zärtlichkeit; es war vielleicht ihr Vater, der sie umarmte!"

— Mein Vater? wiederholte Marie gerührt; o, Heinrich, hören Sie auf, so mit mir zu sprechen, ich möchte Ihnen sonst wider meinen Willen entdecken, was ich geschworen habe, auf immer geheim zu halten! —

Diese Worte schienen dem jungen Baron ein neues Leben zu geben, und er glaubte jetzt gewiß, daß es ihr Vater gewesen sei. Er beschwor sie daher, sich zu beruhigen. „Ich glaube an Ihre Unschuld, Marie, ich

achte, ich liebe Sie, ich bete Sie an! Alle meine Wünsche gehen dahin, Sie bald meine Frau nennen zu können, und wenn dieser glückliche Zeitpunkt gekommen ist, so werden Sie vielleicht dem Gatten das Zutrauen schenken, das Sie jetzt dem Geliebten verweigern."

— Großmüthiger Heinrich, sagte Marie, wie sehr rührt mich Ihr Betragen! Ja, Heinrich, ich liebe Sie, ich setze meinen Ruhm darein, Sie zu lieben; ich gehöre Ihnen unwiderruflich an, und sollte ich Ihnen dennoch entrissen werden, so werde ich wenigstens nie einem Andern angehören! —

Sie schwieg, indem sie fürchtete, daß ihre Zärtlichkeit sie zu weit hingerissen habe; aber Heinrich war trunken vor Wonne, und drückte einen feurigen Kuß auf ihre Lippen. Die keusche Jungfrau stieß ihn nicht zurück. Nachdem sie sich einigermaßen von den unnennbaren Gefühlen erholt hatte, die dieser erste Kuß in ihrem ganzen Körper verbreitete, bestand sie darauf, augenblicklich in's Haus zurückzukehren, weil eine längere Abwesenheit

auffallen könnte, und Heinrich fügte sich ihren Bitten.

Als sie in den Gesellschaftssaal traten, scherzte man über ihre lange Abwesenheit. Marie erröthete, und ihre Verlegenheit vermehrte sich noch, als sie den alten Felsburg erblickte, der sich theilnehmend an sie wandte, und ihr sein Vergnügen zu erkennen gab, sie so wohl zu sehen.

„Aber Sie sind wahrhaftig gar nicht mehr dieselbe Person, sagte Frau von Saalheim zu Marien; ich dachte es gleich, daß Ihnen die frische Luft gut sein würde, und danke dem Herrn Baron tausend Mal, daß er die Gefälligkeit hatte, Sie zu begleiten."

— Ich bin es, der Ihnen Dank schuldig ist, gnädige Frau, sagte Heinrich; denn Sie haben mir ein sehr großes Vergnügen verschafft, indem ich nicht nur das Glück genoß, das Fräulein zu begleiten, sondern auch zur Linderung ihres Uebels beizutragen. —

Das Betragen des Barons gegen Marien war so zärtlich, daß Niemand an seiner Zuneigung für sie zweifeln konnte. Der alte

Felsburg beobachtete jedes Wort, jede Bewegung, jeden Blick der beiden Liebenden genau, und zitterte für die Ruhe seines Schützlings, da ihm die Verhältnisse schon genau bekannt waren. —

Die Gesellschaft befand sich im Allgemeinen in der fröhlichsten Stimmung, als plötzlich der Herr von Heilborn mit seinem gewöhnlichen freien und nachlässigen Wesen eintrat. Nach einer leichten Verbeugung näherte er sich sogleich Marien, nahm ihre Hand und versicherte ihr, wie sehr er sich freue, sie zu sehen. Marie zog ihre Hand zurück, und bemerkte, daß der Baron Heinrich eben nicht zufrieden mit dem vertraulichen Wesen Heilborns war. Frau vou Saalheim wendete sich an den Letztern, und sagte: „Ich erwartete nicht mehr, noch so spät das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu genießen. Frau von Selmar befindet sich doch wohl?"

— Heute Morgen befand sie sich vollkommen wohl, antwortete er gleichgültig. Da ich ihr versprochen habe, heute Abend bei ihr zu speisen, so konnte ich dem Verlangen nicht

widerstehen, indem ich hier vorbei kam, die göttliche Marie auf einige Augenblicke zu sehen! —

Bei diesen Worten schien der Baron Heinrich kaum mehr auf seinem Stuhle bleiben zu können, und Marie, deren Unzufriedenheit der seinigen gleich kam, sagte kalt: „Es thut mir leid, daß Sie Sich diese Mühe gegeben haben, denn Sie können durchaus nichts dabei gewinnen.“

— O, Sie haben eine allzu geringe Meinung von Sich selbst. Könnte ich doch Worte finden, um Ihnen mein Entzücken bei Ihrem Anblick auszudrücken! —

„Wozu diese Schmeicheleien, unterbrach der alte Felsburg, unwillig über sein Betragen; Fräulein Marie ist an eine solche Sprache nicht gewöhnt, und ich möchte sogar behaupten, daß sie sie als eine Beleidigung ansieht.“

— O, wie treffend haben Sie meine Gedanken ausgesprochen, rief Marie; ich danke Ihnen sehr dafür. —

Während dieser Zeit nahm unser Stutzer, ohne sich außer Fassung bringen zu lassen,

seine Lorgnette, welche an einem blauen Bande im Knopfloch hing, und betrachtete den alten Felsburg; hierauf wandte er sich zur Frau von Saalheim, und sagte verächtlich, aber leise zu ihr: „Mein Gott, was haben Sie da für einen alten Schwätzer, gnädige Frau; wie können Sie einen solchen Grobian in einer so angenehmen Gesellschaft zulassen?“

Frau von Saalheim antwortete nicht hierauf, und die Unterhaltung der Gesellschaft nahm eine andere Wendung. Heinrich setzte sich näher zu Marien, um den lästigen Heilborn zu verhindern, daß er ihr nicht durch sein fades Gespräch lange Weile machte.

Nach und nach entfernte sich die Gesellschaft, nur Heilborn, Felsburg und Heinrich waren noch übrig. Alle drei schienen entschlossen, einander den Platz nicht zu räumen, bis endlich Frau von Saalheim zu dem Erstern sagte: „Ich will Sie nicht länger zurückhalten, Herr von Heilborn, denn die Frau von Selmar wird mit dem Abendessen auf Sie warten.“ Jetzt empfahl er sich zur gro-

ßen Zufriedenheit des Barons, der nun ebenfalls Abschied nahm. Felsburg drückte ihm freundschaftlich die Hand, ein Beweis von Achtung, den Heinrich zu schätzen wußte, da er sich längst von den Verdiensten dieses ehrwürdigen Alten überzeugt hatte.

Felsburg blieb noch einige Zeit, und wußte geschickt das Gespräch auf den Baron Heinrich zu lenken, wobei er Marien so in Verlegenheit setzte, daß er nicht länger an ihrer Liebe zu ihm zweifeln konnte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er zugleich näher, welche Hindernisse sich der Verbindung der beiden Liebenden entgegensetzten, und nach einem offenen Geständniß Mariens sagte er, ihre Hand fassend:

„Rechnen Sie auf meinen Schutz, liebe Marie; Ihre Unschuld, Ihre Freimüthigkeit nimmt mich täglich mehr für Sie ein, und ich werde Nichts zu Ihrem Besten sparen; mein guter Rath, meine ganze Sorgfalt, alle meine Reichthümer stehen zu Ihren Diensten. Ja Marie, wenn der Baron von Lindau einst um Ihre Hand werben wird,

so sollen seine Verwandten mit Stolz die doppelte Erbinn des Grafen Gustav und des alten Felsburg in ihre Familie aufnehmen; denn ich zweifle nicht, daß Ihr edler Freund seinem Versprechen treu bleiben wird; das meinige aber ist geheiligt."

Marie war bis zu Thränen gerührt, und nicht im Stande, ihren Dank durch Worte auszudrücken; der alte Felsburg umarmte sie mit der innigsten Zärtlichkeit, und da es schon ziemlich spät war, verließ er bald darauf die beiden Damen.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Wir haben gesehen, daß Graf Ferdinand entschlossen war, die Erscheinung des Gespenstes, welches das Schloß Reichenstein mit Schrecken erfüllte, in der großen Gallerie abzuwarten, und gegen elf Uhr des Abends ließ er sich daher einen Tisch und einen Stuhl nebst einem Lichte an den Ort bringen, wo der Geist schon mehrere Male gesehen worden war. Hierauf legte er zwei geladene Pistolen auf den Tisch, und befahl dem Bedien-

ten, sich zu entfernen, was dieser sich nicht zwei Mal sagen ließ.

Der Graf hatte sich bewaffnet, weil er fürchtete, daß man vielleicht unter dem Schleier des Aberglaubens irgend einen verbrecherischen Plan verstecken wolle; voll Sicherheit ließ er sich auf einen Stuhl nieder, horchte und beobachtete Alles um sich her. Rings um ihn her herrschte die tiefste Stille; eine ganze Stunde lang saß er, ohne daß sich nur das geringste Geräusch hören ließ; dann aber fing die Müdigkeit an, seine Augen zu überfallen, und er stand daher auf, um auf- und niederzugehen. Mehrere Gemälde, die an beiden Seiten der Wand hingen, zogen seine Aufmerksamkeit auf sich; er nahm daher das Licht, um sie zum Zeitvertreib näher zu betrachten, und hielt sich vorzüglich lange bei einem großen Gemälde auf, welches dicht neben dem Eingange in die Kirche hing. Der Gegenstand war eine Scene aus den alten Ritterzeiten; der Graf beleuchtete die ausdrucksvollen Gesichter der dargestellten Personen näher, als er plötzlich eine Bewe-

gung des Bildes zu bemerken glaubte. Eine Art von Schrecken durchfuhr ihm alle Glieder; doch überredete er sich, daß ohne Zweifel die Zugluft Ursache dieser Bewegung sei, und schämte sich seiner Schwäche.

Um sich näher zu überzeugen, versuchte er, mit der Hand den Rahmen des Gemäldes zu bewegen, aber er widerstand allen seinen Anstrengungen. Jetzt sah er wohl ein, daß der Wind nicht hervorgebracht haben konnte, was er bemerkt hatte, und schrieb es daher seiner Einbildungskraft zu. Vergebliche Hoffnung! Er sahe abermals, wie sich das Gemälde bewegte, und zwar dieses Mal so genau, daß er nicht länger daran zweifeln konnte. Von einem Schrecken ergriffen, dessen sich auch das muthigste Herz in solcher Lage nicht hätte erwehren können, entfernte sich der Graf von dem Gemälde, ohne die Augen davon abzuwenden, denn er hätte gern die Bewegung nochmals beobachtet. Aber Alles blieb ruhig, und die tiefe Stille ward nur durch die Schloßuhr unterbrochen, welche jetzt Zwölfe schlug.

„Jedermann schläft jetzt in diesem Schlosse,“ dachte der Graf; „nur ich allein bin wach, der schrecklichsten Beunruhigung zur Beute.“ Nach diesen Worten verfiel er in ein tiefes Nachdenken, als er auf einmal leise Schritte in der Gallerie zu hören glaubte. Er warf seine Blicke auf das Gemälde; jetzt hörte er seinen Namen nennen. Voll Schrecken sahe er umher, und erblickte nun Jemanden in einem Schlafrocke, und mit einem Lichte in der Hand, auf sich zukommen. Fast außer sich ergriff der Graf seine Pistolen und rief: „Wer kommt, mich so in meiner Einsamkeit zu stören?“

— Um's Himmels Willen! erwiederte der Gegenstand seines Schreckens; Ferdinand, kennst du mich nicht? Willst du deinen Vater tödten? —

„Mein Vater! rief der Graf, das Pistol sinken lassend; o, warum kommen Sie hierher?“

Der alte Graf Wilhelm war kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, und Ferdinand geleitete ihn daher nach dem Stuhle,

wo er ihn sich niedersetzen ließ, und seine Frage wiederholte.

„Ach, mein Sohn, es ist mir unmöglich zu schlafen, und da ich weiß, daß du dich hier Gefahren aussetzest, sollte ich deine Unruhe nicht mit dir theilen, weil das Bewußtsein mich quält, daß ich daran Schuld bin?“

— Sie? rief Ferdinand aus. Wie so, was meinen Sie damit? —

„O, ich sehe jetzt zu spät die traurigen Folgen meines Stolzes und Ehrgeizes ein! Ich habe den Frieden meiner Kinder diesen Leidenschaften aufgeopfert, und mein Alter wird mir durch die schrecklichsten Rückerinnerungen verbittert. Du weißt, Ferdinand, daß man behauptet, der Geist meiner Charlotte gehe in diesem Schlosse um, und ich glaube fast, daß diese Behauptung nicht ganz ungegründet ist. Ich habe sie durch meine Strenge gezwungen, mich zu verlassen, und Gott allein kennt jetzt ihr Schicksal. Ohne Zweifel hat sie, aller Unterstützung beraubt, ihrem Unglücke unterliegen müssen, und ihr Geist irrt jetzt unstät hier umher. ..... Ach,

Ferdinand, wenn du wüßtest, wie mein Herz von Gewissensbissen gepeinigt wird, so würdest du mir verzeihen, daß ich auch an deinem Unglück Schuld bin."

Graf Ferdinand, äußerst betrübt über den Kummer seines Vaters, vergaß auf einen Augenblick den seinigen, um ihn zu trösten. „Ich bitte Sie, sagte er, überlassen Sie Sich nicht so Ihrem Schmerze; denn was man von meiner Schwester sagt, kann durchaus nicht gegründet sein. Sie lebt vielleicht noch, und ist glücklicher, als wir selbst; Sie glauben, daß Sie todt ist, und dennoch haben Sie nicht den geringsten Beweis darüber."

O, wir haben einen Beweis, erwiederte der alte Graf; der Brief, welchen wir bei Marien fanden, als sie uns übergeben wurde, beweiset nur allzusehr, daß ihre unglückliche Mutter nicht mehr lebt. Und glauben wir nicht Alle, daß diese Waise die Tochter der Gräfinn Charlotte ist? —

Graf Ferdinand erbebte. Er warf furchtsame Blicke um sich her, und wendete sich dann an seinen Vater: „Beruhigen Sie Sich,

lieber Vater. Es ist sehr ungewiß, ob Marie die Tochter meiner Schwester ist, und obgleich ich einst daran zu glauben schien, so muß ich Ihnen jetzt gestehen, daß es mir höchst unwahrscheinlich ist."

— Aber ich glaube es, fuhr der Graf Wilhelm fort, und ich fühle, daß sie ein Recht auf meine Zärtlichkeit hat: Unschuldiges, liebes Mädchen! Wie ungerecht bin ich gegen dich gewesen! Ich habe dich nie behandelt, wie du es verdientest; aber nach deiner Rückkehr werde ich dich zu entschädigen wissen. Ja, ich will sie als meine Enkelinn anerkennen! Ihre große Aehnlichkeit mit Charlotten .... ja, ich fühle es, daß sie meine Enkelinn ist! —

„Allerdings hat Marie ein Recht auf deine Zärtlichkeit, denn du bist ihr Großvater!" sagte eine dumpfe, feierliche Stimme.

Der Graf Wilhelm fiel fast bewußtlos auf den Stuhl zurück, und Ferdinand ergriff ein Licht, um zu sehen, ob er vielleicht Jemanden in der Gallerie entdecken könnte;

allein seine Nachsüchungen waren vergebens, und er kehrte zu seinem Vater zurück, der sich kaum von seinem Schrecken erholen konnte. „Kannst du jetzt noch zweifeln, Ferdinand? sagte dieser. Jene Stimme kam aus dem Grabe, sie hat mich überzeugt, und ich bin zufrieden.“

Der Graf Ferdinand antwortete nichts; er drückte seinem Vater die Hand, und vergoß einen Strom von Thränen, indem er seinen Kopf auf dessen Schulter legte. Beide überließen sich noch lange Zeit ihrer Rührung, und da sich den übrigen Theil der Nacht hindurch Alles ruhig verhielt, so begaben sie sich gegen Morgen ein Jeder in sein Zimmer.

Am folgenden Abend beschloß Ferdinand, abermals in der Gallerie zu wachen, wo der Tisch und Stuhl stehen geblieben waren, und er begab sich daher allein mit einem Licht und seinen Pistolen dort hin. Nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen hatte, betrachtete er auch das Bild, welches aber ganz ruhig blieb, und er setzte sich daher auf den Stuhl, um in einem mitgebrachten Buche zu lesen.

Unter dieser Beschäftigung war ungefähr eine halbe Stunde verflossen, als der Graf plötzlich ein leises Geräusch vernahm, das von dem Orte, wo der Eingang in die Kirche war, herzukommen schien. Ueberzeugt, daß er Tritte hörte, verbarg er das Licht, nahm eins der Pistolen, und hielt sich schußfertig; aber wer beschreibt wohl seine Empfindungen, als er eine Frau, die eine Blendlaterne in der Hand hatte, mit langsamen Schritten auf sich zukommen sahe. Ihr Anzug war ganz schwarz, und ein langer Schleier verbarg die eine Hälfte ihres Gesichts, dessen andere Hälfte hinreichte, um alle Sinne des Grafen in Verwirrung zu bringen. Dieser trat ihr entgegen, hielt ihr sein Pistol vor, und rief: „Wer wandelt hier in stiller Nacht umher, um Schrecken in diesem Schlosse und Unruhe in meinem Herzen zu verbreiten? Rede jetzt, denn du kannst mir nicht mehr entfliehen."

Die geheimnißvolle Gestalt stieß einen klagenden Ton aus, und machte eine Bewegung, sich zu entfernen; aber der Graf hielt sie an

ihrem Kleide fest. „Halt! schrie er, und gieb dich mir zu erkennen, denn ich bin fest entschlossen, hinter die Wahrheit zu kommen. Weg mit diesem Schleier, damit ich sehe, wen ich hier vor mir habe!“

— So sieh denn her! antwortete die Gestalt mit hohler Stimme; sieh her und bereue!“

„Allmächtiger Gott! rief der Graf; täuschen mich meine Sinne nicht? Aber nein! Sie ist es selbst!“ Mehr konnte er nicht hervorbringen. Seine Adern erstarrten zu Eis, seine Augen schlossen sich, und er blieb einige Zeit unbeweglich. Als er sich wieder erholte, blickte er abermals nach dem Gegenstande seines Schreckens; doch wer beschreibt wohl sein Entsetzen, als er jetzt statt jener bekannten Züge nur noch das vollkommene Bild des Todes vor sich sahe. Diese fürchterliche Leichenblässe, dieses verzerrte Gesicht überzeugten ihn, daß es ein übernatürliches Wesen sei, und bewußtlos sank er jetzt mit einem lauten Schrei zu Boden.

Erst beim Anbruch des Tages erhielt

Ferdinand den Gebrauch seiner Sinne wieder; scheu blickte er um sich her, und sahe, daß er allein war. Konnte er daran glauben, daß er wirklich ein Gespenst gesehen hatte? Er wollte sich überreden, daß es nur ein Spiel seiner zerrütteten Einbildungskraft gewesen sei; aber hatte er jenes außerordentliche Wesen nicht schon früher mehrere Male erblickt? Zuerst am Grabe seiner Tochter, dann bei der Feuersbrunst im Dorfe, und endlich auf jenem Felsen! Kurz, er konnte nicht daran zweifeln, daß er heute Nacht die seinen Gedanken stets gegenwärtigen Züge gesehen hatte. Aber einen Augenblick später waren sie in die Züge eines Todtengesichtes verwandelt .... welche menschliche Macht hätte eine solche Verwandlung hervorbringen können? Ja, er mußte endlich an die Erscheinung eines Geistes glauben!

In der äußersten Abspannung verließ er die Gallerie, und begab sich mit dem Vorsatze in sein Zimmer, die ihm zugestoßene Begebenheit gegen Jedermann zu verschweigen. Seinen Vater versicherte er, daß er die

Nacht ruhig in seinem Zimmer zugebracht habe.

Mitten unter diesen Unruhen vergaß der Graf Ferdinand dennoch seine Marie nicht, für welche seine lebhafte Zuneigung sich immer gleich blieb. Die Liebe Roberts zu ihr beunruhigte ihn. Zwar hatte sein Sohn geschworen, auf immer auf ihren Besitz zu verzichten, und Marie hatte versprochen, nie an ihn zu denken; aber beide lebten jetzt in weiter Entfernung von ihm, und tausend eingebildete Sorgen erfüllten sein Herz mit Kummer. Oft war er schon im Begriff, an seine Gemahlinn zu schreiben, und sie nebst der Familie von Wien zurückzurufen; aber die Vorstellung, daß er dann nicht mehr so ungestört die Süßigkeiten der Einsamkeit würde genießen können, hielt ihn immer wieder davon ab.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Unterdessen waren die Frau von Saalheim und von Selmar fast unzertrennliche Freundinnen geworden, und die Erstere verfehlte nie, allen den Vergnügungen beizuwohnen,

denen ihre Freundinn unaufhörlich nachjagte. Marie war von Zeit zu Zeit gezwungen, ebenfalls daran Theil zu nehmen, aber sie waren weit entfernt, ihr zu gefallen; die Schmeicheleien und leichtfertigen Redensarten, womit Herr von Heilborn sie belästigte, trugen noch mehr dazu bei, ihr diese Vergnügungen der großen Welt verhaßt zu machen. Um daher zu vermeiden, daß sie die Frau von Saalheim nicht begleiten durfte, besuchte Marie so oft als möglich die Sandersche Familie, wo sie sich immer mehr gefiel. Die junge Luise wurde ihre innigste Freundinn, und Madame Sander wurde ihr täglich theurer, so daß sie ihr einen Theil ihrer Herzensangelegenheiten entdeckte.

Robert, der fast täglich in diesem Hause war, hatte seine Liebe zu Luisen in Gegenwart ihrer Aeltern erklärt, welche darauf erwiederten, daß sie stolz auf die Verbindung ihrer Tochter mit ihm sein würden; aber daß sie fürchteten, der Graf und die Gräfinn Hochberg möchten ihre Einwilligung nicht dazu geben. Robert antwortete, wie er sich

schmeichele, daß ihm seine Aeltern keine Hindernisse in den Weg legen würden. Er fühlte sich überaus glücklich, denn seine Luise theilte mit ihm die innigsten Gefühle der Liebe.

Die Besuche, welche Marie von Zeit zu Zeit in Wien bei ihrer Beschützerinn abstattete, schienen derselben stets sehr angenehm zu sein; die Gräfinn Rosalie empfing sie mit größerer Zärtlichkeit als je, und auch Pauline bezeigte ihr ihre Freundschaft. Dieses junge Mädchen schien gar nicht mehr dieselbe Person zu sein; sie hatte ihre frühere Fröhlichkeit verloren, und eines Tages fand Marie sie sogar in Thränen. Da sie allein war, so fragte Marie erstaunt und theilnehmend nach der Ursache.

„Ach, liebe Marie, antwortete Pauline; meine Mutter und die Baroninn Cäcilie haben mir so schreckliche Vorwürfe gemacht, daß ich noch am ganzen Körper zittere. Du weißt, daß man mich dem Ehrgeiz aufopfern wollte, und ich selbst habe mich lange Zeit von den trügerischen Hoffnungen dieser Leidenschaft täuschen lassen; aber jetzt herrschen

andere Empfindungen in meinem Herzen, und ich fühle, daß nur die Liebe in Zukunft alle meine Schritte leiten wird."

Dieses Geständniß überraschte Marien. Sie zitterte, daß Pauline den Baron Heinrich liebte, und leichenblaß erwiederte sie zögernd: „Aber wie kommt es, daß die Gräfinn Lobethal und deine Mutter dich so betrüben, da du bereit bist, durch deine Verbindung mit dem Baron Heinrich ihre Absichten zu erfüllen?"

— Mit dem Baron Heinrich? wiederholte Pauline. Ach, Marie, du weißt es recht gut, daß er nicht der Gegenstand meiner Zuneigung ist; er hat sich nie darum beworben. Sein Herz gehört einer Andern an, die seiner edlen Eigenschaften würdiger ist, und um dich zu beruhigen, schwöre ich dir jetzt, daß er nie mein Gemahl werden wird. Ein Anderer besitzt meine ganze Zärtlichkeit, und wie auch mein Schicksal sein möge, es wird immer mein eifrigster Wunsch sein, daß der Baron Heinrich dich glücklich macht. —

Marie drückte ihr innig die Hand, denn

dieses Geständniß nahm ihr einen schweren Stein vom Herzen. Großmüthige Freundinn!" rief sie aus, ward aber durch den Eintritt der Gräfinn Rosalie und ihrer Mutter unterbrochen. Die Letztere behandelte sie mit ihrer gewöhnlichen Kälte; die Erstere schien aber über ihren Besuch erfreut zu sein.

„Da Frau von Saalheim heute nicht zu Hause ist, sagte Marie, so habe ich diese Gelegenheit benutzt, Ihnen allein meinen Besuch abzustatten."

— Du machst mir ein großes Vergnügen dadurch, erwiederte die Gräfinn Rosalie. Uebrigens wußte ich, daß Frau von Saalheim und du sich wohl befinden, denn erst gestern Abend war ihr junger Cousin bei uns. —

„Ja, rief die Gräfinn Lobethal unwillig, der junge Herr von Lessen beehrt uns oft mit seinem Besuche; ich wünschte aber, daß er es lieber unterließe, denn da dieses Haus weder mir, noch meiner Tochter angehört, so wäre es mir lieb, daß die Baroninn Cäcilie nicht unaufhörlich durch die unnütze Gegen-

wart von Personen belästigt würde, die sie nicht einmal kennt."

Pauline wurde über und über roth, und die Blicke, welche die Gräfinn Lobethal ihr zuwarf, bewiesen Marien, von welcher Art die Vorwürfe gewesen sein mochten, über welche sich Pauline beklagte. Die Gräfinn Rosalie suchte das Gespräch auf andere Gegenstände zu bringen, und bald darauf trat der Major von Barling ein. Die Gesichtsfarbe der Gräfinn wurde bei seinem Anblicke etwas lebhafter, doch nahm sie bald ihre gewöhnliche Kälte wieder an, und die Gleichgültigkeit, mit der sie ihn empfing, verhinderte ihn, sich neben sie zu setzen.

Marie nahm eben Abschied, als ihr geliebter Heinrich eintrat. Durch so viel Zeugen zurückgehalten, richtete er nur die gewöhnlichen Höflichkeitsbegrüßungen an sie, und Marie kehrte darauf allein nach Schönbrunn zurück.

Seit jener Erklärung zwischen Heinrich und Marien waren die Besuche des Erstern bei der Frau von Saalheim häufiger, und die Stunden verflossen den beiden Liebenden

mit der Eile des Windes. Eines Morgens, als außer dem Baron auch der alte Felsburg in Schönbrunn war, hörte man plötzlich einen Wagen vorfahren, und Alle erstaunten, als sie die Gräfinn Rosalie und Paulinen aussteigen sahen. Marie eilte sogleich ihrer Wohlthäterinn entgegen, und bezeigte ihr das Vergnügen, welches dieser unerwartete Besuch ihr verursachte, worauf die Gräfinn Rosalie erwiederte: „Da meine Gesundheit so weit wieder hergestellt ist, daß ich die frische Luft genießen kann, so habe ich dir zuerst meinen Besuch abstatten wollen; aber, fuhr sie, den Baron Heinrich mit einem strengen Blicke ansehend, fort, ich erwartete nicht, Sie hier zu finden, Herr Baron."

Heinrich schien verlegen zu sein, und Marie theilte seine Verlegenheit, während Frau von Saalheim, entzückt über diesen ehrenden Besuch, die Gräfinn dem alten Felsburg vorstellte. Rosalie grüßte ihn ehrerbietig und mit einem edlen Anstande; im Verfolg der Unterhaltung hörte sie mit der größten Aufmerksamkeit auf Alles, was dieser würdige

Greis sagte, und es schien, als wenn sie mit der größten Hochachtung für ihn erfüllt würde. Ihr Besuch war nur kurz, doch versprach sie, ihn bald zu wiederholen.

Beim Abschiednehmen fragte sie den Baron, ob er die Absicht habe, nach der Stadt zurückzukehren, und bot ihm einen Platz in ihrem Wagen an. Der ernste Ton, in welchem dieses Anerbieten geschahe, bewies deutlich, daß es ihr durchaus nicht erfreulich gewesen war, ihn in Schönbrunn zu finden. Heinrich fühlte wohl, daß er ihr folgen müsse, und er schied daher mit einem bloßen zärtlichen Händedruck von seiner Geliebten.

Da der alte Felsburg die beiden Damen bald darauf ebenfalls verließ, so bat Frau von Saalheim Marien, mit ihr nach der Stadt zu fahren, wo sie mehrere bedeutende Einkäufe zu machen habe, und um sich zu zerstreuen, willigte die Letztere ein. Unterweges traten die beiden Freundinnen auf einige Augenblicke bei der Frau von Selmar ab, fanden sie aber eben erst aufgestanden, und auf das Anerbieten, mit nach der Stadt zu

fahren, schützte sie ein heftiges Kopfweh vor, welches sie verhindere, sie zu begleiten.

„Ich gestehe, es ist mir nicht lieb, sagte Frau von Saalheim, daß Ihr Uebelbefinden sie verhindert; denn bei Ihrem auserlesenen Geschmack hätte ich mich gern Ihres Rathes bedient, da ich verschiedene Sachen einzukaufen wünschte. ... Aber mein Gott! Wo habe ich meine Brieftasche gelassen! Ich weiß bestimmt, daß ich sie zu mir steckte, nachdem ich sie mit Bankozetteln gefüllt hatte!“ —

Marie und Frau von Selmar, fast eben so sehr erschrocken, als sie, fragten sie, ob viel Geld darin sei? — „O, viel zu viel, um es zu verlieren. Ich habe mehrere Zettel von hundert Gulden und über funfzig einzelne Guldenscheine hinein gelegt.“

— Sie haben Ihre Brieftasche vielleicht im Wagen gelassen, sagte Marie; lassen Sie doch den Bedienten einmal nachsehen. —

Frau von Saalheim folgte diesem Rathe, und fand ihr Geld wieder, wozu ihr Frau von Selmar Glück wünschte, und sie darauf bat, ihr doch ein Billet von funfzig Gulden

zu wechseln. „Es ist gar zu schwer, sagte sie, hier in der Nachbarschaft zu wechseln, und ich bin grade mehrerer einzelnen Guldenscheine benöthigt.“

— Sehr gern, erwiederte Frau von Saalheim; ich stehe mit Vergnügen zu Diensten. — Frau von Selmar öffnete darauf ein Kästchen, das mit Bankozetteln angefüllt war, und gab ihr einen Schein von funfzig Gulden, den die Letztere zu den übrigen in die Brieftasche steckte. Man trennte sich hierauf, und nach gemachtem Einkaufe kehrten Frau von Saalheim und Marie nach Schönbrunn zurück.

Marie hatte ihren geliebten Heinrich schon seit mehreren Tagen nicht gesehen; desto mehr hoffte sie also auf seinen Besuch, und als eines Morgens Frau von Selmar vorfuhr, um die beiden Damen zu verschiedenen Lustbarkeiten einzuladen, schlug Marie ihre Begleitung ab, weil sie fürchtete, daß der Baron gerade heute kommen könnte, und sie dann nicht finden würde. Da Frau von Saalheim sahe, daß alle Bitten vergebens

waren, so bat sie Marien, in ihrer Abwesenheit ihre Stelle im Hause zu versehen, weil sie erst spät des Abends zurückkommen würde, und setzte sich dann mit der Frau von Selmar in den Wagen.

Noch nie war Marien ein Tag so lang geworden; vergebens erwartete sie am Fenster die Ankunft ihres geliebten Heinrich. Das Mittagessen war vorüber, es wurde Abend, und voll Ungeduld setzte sie sich an das Pianoforte, als sie endlich die Hausklingel erschallen hörte. Ihr Herz klopfte heftiger; voll Erwartung blickte sie nach der Thür, aber wie erschrak sie, als sie Herrn von Heilborn eintreten sahe, der sich mit seinem gewöhnlichen freien Wesen ihr näherte, und ihr sein Vergnügen bezeigte, sie allein zu finden. Mariens Lage war unbeschreiblich; kaum konnte sie ihren Unwillen so weit unterdrücken, daß sie ihn mit Höflichkeit empfing; doch fühlte sie, daß sie die Stelle der Frau von Saalheim in ihrer Abwesenheit ersetzen müsse, und glaubte, ihm wenigstens eine Tasse Thee anbieten zu müssen. Er nahm sie ohne Um-

stände an, und sagte: „Ich komme so eben von der Frau von Selmar, wo ich erfuhr, daß sie hier hergefahren sei, und ich hoffte daher, sie hier zu finden."

Marie unterrichtete ihn, wo er seine Freundinn finden könnte, worauf er erwiederte: „Endlich kann ich doch zum ersten Male in meinem Leben sagen, daß der Zufall mir günstig ist, indem er mir das Glück verschafft, einige Augenblicke mit dem schönsten Mädchen zuzubringen, das ich je gesehen habe, und da Elise ohne Zweifel mit der Frau von Saalheim hier her zurückkommen wird, so will ich sie hier erwarten."

Diese Worte vermehrten nur noch Mariens Unmuth; sie schwieg indessen, was sollte sie thun? Als einen Freund der Frau von Saalheim mußte sie ihn mit Artigkeit behandeln, und sie konnte ihn daher nicht verhindern, zu bleiben; doch betrug sie sich mit der größten Kälte und Zurückhaltung.

Dessenungeachtet fuhr er fort, ihr mit seinen Blicken und Worten lästig zu fallen, bis Marie endlich beschloß, ihm dadurch aus-

zuweichen zu suchen, daß sich sich an das Fortepiano setzte. Sie sang eine sehr angenehme Arie, und Heilborn war entzückt. „Göttliche Marie," rief er aus, „wie glücklich machen Sie mich! Ihre himmlische Stimme ist bis in das Innerste meines Herzens gedrungen, und hat es mit bisher nie gefühlten Empfindungen erfüllt. O Theure, erhören Sie meine Wünsche! Empfangen Sie das Geständniß einer Liebe, die nur mit meinem Leben aufhören wird!" Er ergriff ihre Hand, die er mit Gewalt festhielt, und mit glühenden Küssen bedeckte. Ganz roth vor Zorn machte endlich Marie ihre Hand wieder los, und entfernte sich von ihm; sie drehte sich um, und .... sah den Baron Heinrich vor sich stehen! .... Ueberraschi stieß sie einen lauten Schrei aus; „Baron Lindau!" sagte sie mit schwacher Stimme, denn sie bemerkte jetzt den Zorn in seinen flammenden Blicken.

„Ja, mein Fräulein, Sie sehen hier einen Unglücklichen vor sich, der sich nur noch darüber zu entschuldigen hat, daß er zu so un=

gelegener Zeit hierher kam; aber er wird seinen Fehler durch augenblickliche Entfernung wieder gut machen.“

— Sie haben Recht, Herr Baron, erwiederte Heilborn mit der größten Zuversicht, wenn Sie sagen, daß Sie zu ungelegener Zeit gekommen sind; denn Sie störten mich in einem der glücklichsten Augenblicke meines Lebens, und ich gestehe frei, daß ich Sie gern Ihres Besuchs überhoben hätte. —

„Lindau, ich bitte, bleiben Sie!“ rief Marie mit dem Tone des tiefsten Schmerzes. Der Baron warf auf Heilborn einen zornigen Blick, und sagte: „Sie selbst, mein Herr, halte ich hier für sehr lästig, und nur die Gegenwart des Fräuleins von Hochberg kann mich abhalten, Sie für Ihre Unverschämtheit zu bestrafen.“

— Sie werden eine andere Gelegenheit dazu finden, Herr Baron, und ich werde nicht ermangeln, Ihnen die gewünschte Genugthuung zu geben. —

„Ach, ich bitte Sie, meine Herren! rief die zitternde Marie; hören Sie auf mit sol-

chen Worten, und machen Sie mich nicht zu der unglücklichen Ursache eines Zweikampfes! Lindau, setzen Sie Sich, ich beschwöre Sie, Alles wird sich aufklären."

— Ich verlange durchaus keine Aufklärung, mein Fräulein, sagte er, sich setzend. Ich habe nur sehr wenig Zeit, und kann sie nicht mit Erklärungen verlieren. —

„Sie wird besser angewendet werden, antwortete Marie, sich zum Lächeln zwingend; ich hoffe, daß die Eintracht wieder hergestellt werden wird."

Der Baron sahe sie mit allen Zeichen des größten Mißvergnügens an, und mehrere Minuten vergingen, ohne daß ein einziges Wort gesprochen wurde. Endlich erschien Frau von Saalheim mit ihrer Freundinn; beide waren so lustig, daß sie gar nicht einmal das gespannte Wesen der beiden Nebenbuhler und Mariens Traurigkeit bemerkten. Heinrich stand bald darauf auf, um sich zu empfehlen.

Marie, die mit ihren Augen jeder seiner geringsten Bewegungen folgte, war fast außer sich über seine Kälte, und da sie ihn das Zim-

mer verlassen sahe, folgte sie ihm, ohne im Geringsten zu bedenken, wie man ihr diese Handlung auslegen könnte. Als beide im Saale waren, sagte der Baron: „Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein, daß ich Ihnen eine so vergebliche Mühe mache; da Sie meine Ruhe auf immer zerstört haben, so hätte Ihnen auch alles Uebrige gleichgültig bleiben können."

— Ach, wie wehe Sie mir durch Ihre Worte thun! O, Heinrich, Sie wissen nicht, wie ungerecht Sie gegen mich sind. Hören Sie mich nur einen Augenblick lang geduldig an, und ich werde bald in Ihren Augen gerechtfertigt sein. —

„Sie haben bisher meine Zweifel nicht heben wollen, Marie; jetzt aber habe ich mich von Ihrer Treulosigkeit überzeugt, und ich weiß nun wenigstens, wer mein Nebenbuhler ist."

— Großer Gott! einen solchen Menschen können Sie für Ihren Nebenbuhler halten? Können Sie glauben, daß ich ihn je anders als mit Verachtung angehört habe? —

„Vergebens suchen Sie Ihr Unrecht zu beschönigen, Marie; wenn seine Gesellschaft Ihnen lästig war, warum fangen Sie ihm etwas vor, um ihn zurückzuhalten, vorzüglich da Sie wußten, daß ich kommen würde?"

— Wie ungerecht Sie sind! Vier Tage lang habe ich Sie erwartet, wie hätte ich wissen können, daß Sie heute kommen werden? —

„Welche Verstellung! rief der Baron zornig. Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie solcher Kunstgriffe fähig wären; aber ich lasse mich nicht länger täuschen, Ihre Falschheit erscheint mir jetzt im hellsten Lichte!"

Dieß war zu viel für Marien, und sie vergoß einen Strom von Thränen. Schon fing Heinrich an, gerührt zu werden; doch behielt seine natürliche Heftigkeit die Oberhand, und da er in diesem Augenblicke die Frau von Saalheim nebst ihren Freunden die Treppe herabkommen hörte, so sprang er in das Vorzimmer hinaus, ohne Marien Lebewohl zu sagen. Diese zog sich in ein

Nebenzimmer zurück, und begab sich dann fast in Verzweiflung auf ihr Zimmer.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Da Marie gezwungen war, beim Abendessen zu erscheinen, und Frau von Saalheim mit ihren Gästen schon im Speisesaal auf sie wartete, so suchte sie ihre Thränen zu trocknen, und sich zu beruhigen. Eben war sie im Begriff, ihr Zimmer zu verlassen, als eins von den Mädchen der Frau von Saalheim eintrat, und sie flehentlich wegen eines begangenen Versehens um Verzeihung bat. Marie war erstaunt, und fragte, worin dieses Versehen bestände? — „Heute Morgen, antwortete das Mädchen, hat Jemand diesen Brief, welcher an Sie gerichtet ist, überbracht, und ich habe vergessen, ihn abzugeben." Marie erkannte sogleich die Handschrift des Barons, und jetzt war es ihr klar, warum derselbe so aufgebracht gewesen war. Sie entließ das Mädchen mit einigen Vorwürfen über ihre Nachlässigkeit, und las hierauf den Brief, der die zärtlichsten Versicherungen und

Betheurungen enthielt, worin er sie benachrichtigte, welche Vorwürfe und Drohungen er täglich von seiner Tante hören müsse, und daß sie suchen möchte, heute allein zu sein, da er auf jeden Fall nach Schönbrunn kommen würde.

„O, theurer Heinrich! rief Marie, ich beschuldige dich der Ungerechtigkeit, da du doch volle Ursache hattest, zu zürnen! Du konntest nur Unwillen und Verachtung gegen mich fühlen ... ach, welches unglückliche Schicksal! — Aber was soll ich thun? ... Nein! der Brief könnte der Baroninn Cäcilie in die Hände fallen, und ihre Rache würde dann keine Grenzen mehr kennen. ... Ich muß schweigen, und erwarten, bis Heinrich selbst sich mir erklären wird ... aber wird er kommen? ... Ach, ich fürchte, daß er mich auf immer verlassen hat!“ —

Schon sahe sich Marie als ein Opfer der Unverschämtheit Heilborns an; mit welcher Beklemmung trat sie daher in den Speisesaal! Sie erblickte diesen verächtlichen Menschen nur mit dem größten Unwillen, da er

ungeachtet der Gegenwart der Frau von Selmar nicht aufhörte, sie mit seinen faden Lobeserhebungen zu überschütten. Die Letztere machte den Vorschlag, am folgenden Abende einem Feste im Prater beizuwohnen, und da Frau von Saalheim sogleich einwilligte, so vereinigten beide ihre Bitten, um Marien ebenfalls dazu zu bewegen.

Lange Zeit war Marie unschlüssig. Sie hatte schon so viel von den Vergnügungen des Praters gehört, daß ihre Neugierde einigermaßen geweckt war, aber konnte nicht Heinrich während dieser Zeit sich einfinden? Doch war es auch eben so gut möglich, daß er ebenfalls im Prater sein könnte; aber die Gesellschaft des Herrn von Heilborn! „Wie unangenehm! rief dieser aus, daß mich gerade morgen ein dringendes Geschäft verhindert, Sie, meine Damen, zu begleiten!“ Diese Worte gaben für Mariens Entschluß den Ausschlag, und sie versprach, morgen Abend an den Vergnügungen des Praters Theil zu nehmen.

Am andern Morgen statteten die Gräfinn Rosalie und Pauline einen Besuch in Schön-

brunn ab. „Wir werden nicht lange bleiben können," sagte die Gräfinn eintretend, „denn wir haben große Eile, liebe Marie."

— Ich werde dadurch eines großen Vergnügens beraubt, erwiederte diese; und wenn ich nicht fürchtete, unbescheiden zu sein, so würde ich nach der Ursache dieser Eile fragen. —

„Mein Vater ist sehr gefährlich krank, fuhr die Gräfinn Rosalie fort; meine Mutter hat heute diese traurige Nachricht erhalten, und sie wünscht, so wie ich, unverzüglich zu ihm zurückzukehren. Dieß ist die Ursache, Marie, warum ich hierher eilte, denn ich wollte dich selbst von unserer nahen Abreise benachrichtigen."

— Es thut mir leid, daß eine solche Ursache diese Abreise so beschleunigt, antwortete Marie; allein ich versichere Sie, daß der Gedanke, nach Reichenstein zurückkehren zu dürfen, mich mit dem größten Vergnügen erfüllt, und ich folge Ihnen gern, Frau Gräfinn. —

Rosalie schien in Verlegenheit zu sein,

und Frau von Saalheim rief: „Um Gottes willen, Liebe, Sie wollen mich doch jetzt noch nicht verlassen? Bedenken Sie doch, was aus mir ohne Ihre Gesellschaft werden soll! Vielleicht ist die Frau Gräfinn so gütig, Sie noch länger bei mir zu lassen.“

— Sehr gern, erwiederte die Gräfinn; die Gegenwart Mariens in Reichenstein ist gerade nicht nothwendig, und wenn es dir gefällt, Marie, so kannst du noch einige Zeit hier bleiben. —

Frau von Saalheim war außer sich vor Freude, und Marie, welche stumm vor Erstaunen da stand, konnte ihre wiederholten Bitten nun nicht gut verweigern. Eine Frage lag jetzt auf ihrer Zunge, die ihr aber die Frau von Saalheim ersparte, da sie fragte, ob die Baroninn Cäcilie und ihr Neffe ebenfalls mitreisen würden. Die Gräfinn erwiederte, daß sie es noch nicht wisse. Mariens Herz klopfte heftig, denn wenn der Baron noch blieb, so blieb auch sie mit Vergnügen; aber sie hatte keine Gewißheit, und die Furcht errang bei ihr über die Hoffnung den Sieg.

„Erlauben Sie mir nicht, Sie noch vor Ihrer Abreise zu sehen?“ fragte Marie mit Thränen in den Augen.

Die Gräfinn nahm zärtlich ihre Hand, und sagte: „Ohne Zweifel werde ich dich noch sehen, denn ich reise erst morgen Abend, oder spätestens übermorgen ab. Uebrigens wirst du nicht lange hier zurückbleiben, und glaube mir, daß ich dich stets mit dem größten Vergnügen in Reichenstein empfangen, und immer deine Beschützerinn bleiben werde.“

Marie bemerkte jetzt die Traurigkeit, welche in Paulinens Gesichtszügen herrschte, und da sie die Ursache davon errieth, so beklagte sie sie aufrichtig. Sie sollte ihren Geliebten verlassen, ein Gedanke, der schrecklich für sie sein mußte; Marie seufzte darüber, vielleicht auch über sich selbst, denn hatte sie nicht ebenfalls die Abreise des Barons von Lindau zu fürchten? — Die Gräfinn nahm bald darauf zärtlichen Abschied von Marien, mit dem Versprechen, sie noch wiederzusehen.

Die Hoffnung, daß der Graf Ferdinand, unzufrieden über ihre lange Abwesenheit, sie

bald nach Reichenstein zurückrufen würde, erleichterte Mariens Kummer noch einigermaßen; aber vergebens erwartete sie heute, den Baron Lindau nach Schönbrunn kommen zu sehen. Endlich war es Zeit, sich zur Lustpartie im Prater vorzubereiten, und bald fuhr Frau von Selmar, in Begleitung eines Herrn und zweier Damen, vor, um sie abzuholen.

Die Einbildungskraft Mariens war so beschäftigt, daß sie an Nichts, was um sie her vorging, Theil zu nehmen schien, und in vollkommener Gleichgültigkeit ließ sie sich fast maschinenmäßig an den Wagen führen. Die beiden fremden Damen schienen großen Theil an ihr zu nehmen, und als man im Prater ankam, nahmen beide sie unter die Arme, während der fremde Herr die beiden andern Damen führte. Der Abend war herrlich, und Mariens Gesellschafterinnen machten sie auf alles Schöne, was sie umgab, aufmerksam; aber sie sah, ohne zu sehen, und hörte, ohne zu hören. Der Baron Heinrich beschäftigte ihre ganze Seele.

Nach einem köstlichen Abendmahle bat

Marie die Frau von Saalheim, nach Schönbrunn zurückzukehren; aber aus Gefälligkeit für die übrigen Damen blieb diese noch, und willigte ein, noch einen Spaziergang in den Garten zu machen. Die beiden früheren Gesellschafterinnen Mariens nahmen sie abermals zwischen sich, und gingen ziemlich schnell voran, so daß Marie, als sie sich nach einiger Zeit umdrehete, um mit der Frau von Saalheim zu sprechen, sich von ihr gänzlich getrennt sahe. Sie gab ihre Unruhe darüber zu erkennen, aber ihre beiden Begleiterinnen lachten, und sagten, daß sie die übrige Gesellschaft bald wiederfinden würden. Marie bemerkte jetzt mit einer Art von Schrecken, daß sie in den dunkelsten Gängen des Gartens umhergeführt ward, und daß fast nicht ein einziger von den jungen Herren vorbeiging, dem ihre Gesellschafterinnen nicht bekannt zu sein schienen. Indem gelangten sie in eine etwas hellere Gegend des Gartens, wo sie zweien jungen Stutzern begegneten, die ein sehr vertrauliches Gespräch mit ihnen anknüpften. Einer von ihnen nahm seine

Lorgnette, und fixirte Marien, die in der größten Verlegenheit ihr Gesicht abwendete. Wie sehr erschrak sie aber, als sie fühlte, daß ihre beiden Begleiterinnen sie losließen, und daß ihr Körper von dem einen der beiden Jünglinge umfangen ward, der zugleich Worte an sie richtete, wie sie bisher noch nie gehört hatte! —

Fast einer Ohnmacht nahe, strengte Marie alle ihre Kräfte an, um sich loszumachen, und da sie in diesem Augenblicke den Baron Heinrich zu erblicken glaubte, so stieß sie einen lauten Schrei aus, und eilte auf ihn zu. Aber sein verächtlicher Blick hielt sie zurück; sie sahe, wie er sich rasch entfernte, und außer Stande, eine solche Beleidigung zu ertragen, fiel sie bewußtlos in die Arme ihrer Begleiterinnen.

Als sie ihrer Sinne wieder mächtig ward, glaubte sie, daß ihr Heinrich sie in ihren Armen hielte; denn sie hörte, wie man sie mit den zärtlichsten Worten in's Leben zurückzurufen suchte, und in dieser Voraussetzung nannte sie den Namen des Barons.

„O, warum bin ich nicht dieser Glückliche! rief eine Stimme, die sie jetzt für die des Herrn von Heilborn erkannte; ich wäre dann so glücklich, die Schönste aller Schönen mein nennen zu dürfen.“

— Wie? schrie Marie, ihren Kopf in die Höhe richtend, der bis jetzt an seiner Brust geruht hatte; wo bin ich? Wie komme ich in Ihre Gewalt? — Sie sahe, daß sie zwar noch in dem Garten, aber allein in einer Loge mit ihm sei.

„Beruhigen Sie Sich, reizendes Mädchen, erwiederte er, sie wiederum in seine Arme schließend. Sie sind in Sicherheit, und in der Gesellschaft eines Mannes, der Sie anbetet.“

— Lassen Sie mich, mein Herr, sagte Marie unwillig. Ich will zur Frau von Saalheim zurückkehren, und werde mich bei der Frau von Selmar über Ihr Betragen beschweren. —

„Bei der Frau von Selmar? wiederholte Heilborn spöttisch. Diese hat kein Recht über meine Handlungen; verlieren Sie also diese köstliche Zeit nicht damit, von ihr zu

sprechen. Sie sind jetzt in meiner Gewalt, und nichts soll mich zwingen, Sie wieder aufzugeben. Schwören Sie mir also, meine Gattinn werden zu wollen, oder ich entferne Sie auf immer von Ihren Freunden und dem verhaßten Lindau!"

— Ungeheuer! schrie Marie zornig. Glaubst du, daß mich deine Drohungen schrecken? — Ich sehe, daß ich durch List in deine Gewalt gerathen bin; aber ich werde mich ihr zu entziehen wissen! — Sie machte bei diesen Worten eine Bewegung, um zu entfliehen.

„Sachte, sachte! erwiederte Heilborn, sie am Arme zurückhaltend; wo wollen Sie hin? Frau von Saalheim ist nicht mehr im Garten; nehmen Sie daher meinen Schutz an, und Sie werden dann bald Ursache haben, die List zu entschuldigen, die die Liebe mir eingegeben hat. Bedenken Sie, meine Schöne, was ich für Sie fühlen muß, da ich so viel gewagt habe, um Sie zu besitzen."

— Schändlicher! Nichtswürdiger! Lieber will ich sterben, als noch einen Augenblick

länger hier bleiben! — Mit diesen Worten riß sich Marie gewaltsam aus seinen Armen, und gelangte wirklich bis außerhalb der Thür; hier aber hielt er sie an ihren Kleidern fest. Marie rief laut um Hülfe, worauf sogleich mehrere Menschen herbeikamen, und Heilborn sich gezwungen sah, sie loszulassen. Auf die Frage, warum diese junge Person so geschrieen hätte, hatte er die Unverschämtheit, zu erwiedern, daß es eins von den öffentlichen Mädchen sei, die den Garten besuchten.

Unterdessen lief Marie mit der Schnelle des Blitzes, ohne zu wissen wohin, und gelangte endlich auf eine Landstraße; aber Jedermann, der ihr begegnete, hielt sie für eine von jenen Unglücklichen, und sie war daher tausend Beschimpfungen ausgesetzt, so daß sie am Ende nicht mehr wagte, nach dem Wege nach Schönbrunn zu fragen. Erschöpft von Müdigkeit und Furcht, fiel sie endlich an den Stufen einer Treppe nieder. „Mein Gott! rief sie mit gerungenen Händen aus, was soll aus mir werden? Finde ich denn nirgends Schutz und einen Zufluchtsort?“

— Unglückliches Mädchen! sagte Jemand mit theilnehmender Stimme; fliehe das Laster, und du sollst in mir einen Beschützer finden! Sage, wo willst du hingeführt sein? —

„Gott im Himmel! rief Marie, sich aufrichtend; ich täusche mich nicht, es ist die Stimme des Herrn Felsburg!“ Der Name Marie ertönte zu gleicher Zeit aus seinem Munde, denn er war es wirklich.

„Marie, sagte er, sie in seine ehrwürdigen Arme nehmend, um Gottes Willen, wie kommen Sie hierher? Warum finde ich Sie in diesem Zustande?“

Marie suchte ihre Gedanken zu sammeln, und erzählte mit vieler Mühe, was zwischen ihr und dem abscheulichen Heilborn vorgefallen war. „Ach, Herr Felsburg! fuhr sie nach Beendigung ihrer Erzählung fort; bringen Sie mich zur Frau von Saalheim zurück, denn sie muß in der größten Unruhe sein.“

— Der Nichtswürdige! rief der alte Felsburg; die Strafe wird seinem Verbrechen auf dem Fuße folgen. Dieß sind also

die Freunde, denen Frau von Saalheim die unvergleichliche Marie anvertraut hat? O Gott! welchen Gefahren ist das arme Kind ausgesetzt gewesen! — Er schwieg, denn er fühlte, wie Mariens Kopf auf seine Schulter sank; sie war fast ohne Bewußtsein. Er nahm sie in seine Arme und suchte sich einen Wagen zu verschaffen; aber es war keiner mehr vorhanden, und da er seine kostbare Last nicht weiter tragen konnte, so beschwor er Marien, alle ihre Kräfte zusammenzunehmen. Fast instinktmäßig gehorchte sie ihm, und Felsburg bemerkte mit Schrecken, daß ihr Verstand gänzlich zerrüttet sei; in diesem Zustande langte er endlich mit ihr in Schönbrunn an.

Er fand die Frau von Saalheim in völliger Verzweiflung, und Frau von Selmar, die ebenfalls sehr betrübt war, suchte sie zu trösten. Die Erste erblickte kaum Marien, als sie auf sie zueilte, sie in ihre Arme schloß, und einen Strom von Thränen weinte. „Ach, Marie! rief sie aus, wo sind Sie gewesen? Ich bin vor Schreck beinahe

gestorben; sagen Sie mir, was Ihnen begegnet ist; warum antworten Sie nicht?"

Marie lächelte, und sagte einige ganz unzusammenhängende Worte. Frau von Saalheim war unbeweglich vor Erstaunen, und sahe den alten Felsburg mit einer Miene an, die eine Erklärung zu fordern schien.

„Sie sind erstaunt? sagte dieser; aber Sie sehen hier die Folgen Ihrer Unvorsichtigkeit! Eine schöne Gesellschaft, in welche Sie dieses liebenswürdige Kind geführt haben! Ihr Leben ist jetzt in Gefahr, aber ich würde sie weniger bedauern, wenn ich sie in der Blüthe ihres Alters sterben sähe, als wenn sie unter Schande und Entehrung leben müßte."

— Um Gottes Willen, Herr Felsburg, ersparen Sie uns Ihre Bemerkungen, und erklären Sie Sich! rief Frau von Saalheim. Was haben Sie gegen die Gesellschaft, in welcher Marie gewesen ist? Sie war heute Abend im Prater, und zwar mit mir! —

„Freilich, ja! Mit Ihnen, mit Frau von

Selmar und zwei andern Damen, die ihr ohne Zweifel gleichen."

Aber ich bitte Sie, unterbrach Frau von Selmar, was haben Sie gegen mich? Ich weiß durchaus nicht, was Fräulein Marien begegnet ist, und theilte in dieser Hinsicht die Unruhe der Frau von Saalheim. —

„Wohl möglich! Wenigstens glaube ich, daß Sie den schändlichen Heilborn bei seinen abscheulichen Plänen nicht unterstützt haben. Glücklicherweise sind sie ohne Erfolg geblieben!" Felsburg erzählte hierauf Alles, was er wußte.

Frau von Saalheim war bei dieser Erzählung außer sich, und Frau von Selmar zerfloß in Thränen. Sie versicherte tausend Mal ihre Unschuld an dem Komplott, und sagte, daß jene beiden Damen ihr durch den Herrn von Heilborn als Personen von guter Familie vorgestellt worden wären. „Wir haben allenthalben umhergesucht, fügte sie hinzu, da wir aber Marien nirgends erblickten, so sind wir hierher zurückgekehrt, in der Hoffnung, sie hier zu finden."

Unterdessen bemühete sich Frau von Saalheim vergebens, Mariens Verstand zurückzurufen; sie lag in einem schrecklichen Wahnsinne da, und man sahe sich genöthigt, einen Arzt zu holen. Dieser bewirkte wenigstens, daß sie in einen sanften Schlaf verfiel, und der alte Felsburg entfernte sich nun, mit dem Versprechen, am andern Morgen frühzeitig wiederzukommen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Als Frau von Saalheim und von Selmar nach einigen Stunden wieder in Mariens Zimmer traten, lag sie in dem heftigsten Fieber, und erkannte Niemanden mehr. Man sandte daher abermals nach dem Arzte.

Die Unverschämtheit Heilborns war allerdings die Hauptursache von dem beunruhigenden Zustande Mariens; aber es lastete noch ein anderer Gegenstand des Kummers auf ihrem Herzen: das verächtliche Betragen des Barons Heinrich.

Frau von Saalheim erfuhr, daß derselbe im Hause gewesen sei, als sie eben erst weg-

gefahren waren, und da man ihm den Ort im Prater nannte, hatte er geantwortet, daß er sich ebenfalls dorthin begeben würde, um sie aufzusuchen und Abschied von ihnen zu nehmen, weil er am andern Morgen abreisen müsse.

„Großer Gott! rief Frau von Saalheim, als sie diese Nachricht hörte, sich an ihre Freundinn wendend. Welches Unglück für die arme Marie! Er wird ohne Zweifel nicht abreisen, ohne sie noch einmal zu sehen; aber sie wird ihn nicht erkennen. .... O, was gäbe ich darum, wenn wir nicht im Prater gewesen wären!“

— Und ich, erwiederte Frau von Selmar, werde mir stets darüber Vorwürfe machen, den Vorschlag dazu gethan zu haben. Aber wie konnte ich glauben, daß Herr von Heilborn einen solchen Plan haben würde! —

„Ohne Zweifel nein! Aber ich hoffe, daß Sie diesem verächtlichen Menschen auf immer Ihr Haus versagen werden.“

Frau von Selmar seufzte tief. — Ach, Sie kennen meine unglückliche Lage nicht! —

„Freilich wohl, erwiederte Frau von Saalheim, muß eine Liebe, die nicht erwiedert wird, einen schrecklichen Kummer verursachen; aber daß Sie mit Ihren liebenswürdigen Eigenschaften dergleichen erfahren müßten, hätte ich nie geglaubt.“

Frau von Selmar schüttelte den Kopf, und brachte das Gespräch auf andere Dinge; nach dem Frühstück fuhr sie nach Hause.

Der Arzt erklärte, daß Marie ein hitziges Fieber habe, und daß ihr Leben von der völligen Ruhe abhinge, in der man sie zu erhalten suchen müsse. Die arme Saalheim war in der schrecklichsten Besorgniß, denn sie glaubte für das Leben ihrer jungen Freundinn verantwortlich zu sein. Noch war sie unschlüssig, ob sie einen Boten nach der Stadt senden sollte, als man ihr die Gräfinn Hochberg nebst ihrer Familie anmeldete.

Frau von Saalheim erstaunte, auch die alte Gräfinn Lobethal bei sich zu sehen; diese war aber nur aus Furcht mitgekommen, daß ihre Tochter sich durch Mariens Bitten rühren lassen, und sie mit nach Reichenstein neh-

men würde. Dieß war es, was sie und die Baroninn Cäcilie am meisten fürchteten; denn ungeachtet Paulinens Widerwillen gegen die Heirath mit dem Baron, hatten sie beschlossen, daß sie gleich nach ihrer Rückkehr gefeiert werden sollte. Als sie erfuhr, daß Marie gefährlich krank sei, freute sie sich innerlich; die Gräfinn Rosalie aber erschrak, und eilte sogleich zu der armen Kranken, die sie nicht erkannte. Mit Thränen in den Augen sagte sie: „Wie kann ich jetzt abreisen, da ich Marien in solchem Zustande weiß?"

— Sein Sie versichert, Frau Gräfinn, erwiederte Frau von Saalheim, daß sie so aufmerksam gepflegt werden soll, wie Sie selbst es immer nur thun könnten. —

„Ich bin überzeugt davon, aber dennoch fürchte ich für ihr Leben."

Die Gräfinn Lobethal unterbrach ihre Tochter: „Hast du vergessen, daß dein Vater vielleicht noch gefährlicher krank ist? Ich dächte doch, sein Leben müßte dir theurer sein, als das einer Person, die gar kein Recht auf deine Zärtlichkeit hat."

— Ich glaube niemals gegen die Achtung und Liebe für meine Aeltern gefehlt zu haben, sagte die Gräfinn Rosalie, und weiß daher nicht, warum Sie einen so strengen Ton gegen mich annehmen. Ohne Zweifel werden Sie meine Theilnahme an diesem lieben Kinde nicht tadeln wollen, und muß ich mir nicht auch die Zufriedenheit meines Gemahls zu erwerben suchen? Was wird er sagen, wenn er erfährt, in welcher Lage wir Marien zurückgelassen haben! —

„Die Zufriedenheit deines Gemahls? wiederholte die alte Gräfinn mit spöttischem Tone. Was kann dir daran gelegen sein, da du sie noch nie erhalten hast, so lange du seine Frau bist! Wenn der Zustand seines Schützling's ihn zu sehr beunruhigt, so kann er ja leicht die Reise machen, um sie zu sehen.“

Die Gräfinn Rosalie antwortete hierauf nichts, denn ihre Mutter erinnerte sie an die Gleichgültigkeit des Grafen Ferdinand gegen sie. „Aber was hat diese plötzliche Krankheit Mariens verursacht?“ fragte sie nach einigem Stillschweigen.

— Schon seit einigen Tagen, antwortete Frau von Saalheim in der größten Verlegenheit, beklagte sich Marie über Uebelbefinden. Da ich sie zerstreuen wollte, nahm ich sie gestern Abend mit in den Prater, und ich fürchte, daß dieß ihre Krankheit zum Ausbruch gebracht hat. —

Unterdessen war Pauline und ihr Bruder zu der Sanderschen Familie gefahren, um Abschied zu nehmen. Jedermann war hier über die plötzliche Abreise sehr betrübt. Luise weinte heftig, und Robert schloß sie mit den Versicherungen seiner beständigen Treue in seine Arme, indem er ihren Aeltern versprach, gleich nach erhaltner Einwilligung seines Vaters zu schreiben. „Lebe wohl, theure Luise, sagte er dann; wir werden nicht lange getrennt sein.“ Er wendete Alles an, um seine geliebte Luise zu trösten, und kehrte dann mit Paulinen zur Frau von Saalheim zurück.

Da man heute noch abreisen wollte, so war die Gräfinn gezwungen, die arme Kranke endlich zu verlassen; sie überdeckte die brennenden Wangen Mariens mit Küssen und

Thränen, und riß sich dann voller Schmerz von ihr los, indem sie Frau von Saalheim beschwor, nichts zu sparen, ihr die Gesundheit wieder zu verschaffen. Pauline und Robert trennten sich mit gleicher Betrübniß von Marien, während sich die alte Gräfinn über diese Theilnahme ärgerte.

Frau von Saalheim pflegte ihre junge Freundinn mit unermüdlichem Eifer, und Frau von Selmar kam häufig, um sich nach ihrem Zustande zu erkundigen. Sie gestand, daß sie ihre Verbindung mit Heilborn nicht abgebrochen hätte, und wie er sich wegen seines Betragens gegen Marien zu entschuldigen suchte. Aber man verachtete ihn zu sehr, als daß man sich weiter mit ihm beschäftigte, und der alte Felsburg, welcher sich in die zärtlichste Sorgfalt für Marien mit der Frau von Saalheim theilte, ging mehrere Male zu ihm, um ihn für seine Kühnheit zu bestrafen; er ließ sich indessen stets verläugnen.

In den Anfällen des hitzigen Fiebers wiederholte Marie unaufhörlich die Namen des Barons Lindau und des Grafen Ferdi-

nand, und Alles, was sie sprach, gab einen Beweis, daß ihr Verstand zerrüttet sei. Auch Madame Sander kam jetzt fast nicht mehr von ihrem Krankenlager. Endlich, nach vierzehn Tagen, schien Marie sich allmählich wieder zu erholen, und sie erhielt auch den Gebrauch ihres Verstandes zurück. Welche Freude für alle ihre Freunde, die indessen nur mit der größten Vorsicht alle ihre Fragen beantworten durften! Zuletzt mußte sie aber doch die Abreise der Gräfinn Rosalie und des Barons erfahren, was sie beinahe in ihren vorigen Zustand zurückversetzte.

Welcher schreckliche Gedanke für Marien, von ihrem Heinrich, allem Anscheine nach auf immer, verlassen zu sein! Unaufhörlich war sie nur mit ihm beschäftigt, und ihr Kummer beherrschte sie so sehr, daß ihre völlige Wiederherstellung dadurch unmöglich wurde. Man hatte zwar nichts mehr für ihr Leben, oder für ihren Verstand zu fürchten; aber ihre Kräfte kehrten nicht wieder, und sie konnte kaum in dem Zimmer umherwanken. Herr und Madame Sander, Luise und der ehrwür-

dige Felsburg waren die einzigen Personen, deren Besuche sie empfing. Alle bemerkten mit Betrübniß, daß ein geheimer Kummer auf ihrem Herzen laste; wie gern hätten sie mit ihr davon gesprochen, um ihn ihr dadurch zu erleichtern; aber sie schwieg beharrlich, und nicht einmal der Name des Barons Lindau entschlüpfte ihren Lippen.

Eines Morgens, als sie sich im Stillen ihren trüben Gedanken überließ, und Frau von Saalheim ihr Gesellschaft leistete, trat das Kammermädchen der Letztern ein, und meldete, daß zwei Personen sie zu sprechen wünschten.

„Zwei Personen? wiederholte Frau von Saalheim; sind es Herren oder Damen?"

— Es sind Herren; sie wollten mir aber ihre Namen nicht nennen, da sie nur um eine Unterredung von wenigen Minuten bäten. —

Frau von Saalheim fand dieß außerordentlich; indessen empfing sie die beiden Herren in ihrem Besuchszimmer, die sich sehr höflich wegen ihrer Gegenwart entschuldigten. Einer von ihnen zeigte ihr darauf einen Ban-

kozettel von funfzig Gulden, auf welchem ihr Name geschrieben, und das Wort „falsch“ mit einem Stempel gedruckt stand. Er bat sie, ihm zu sagen, wie sie zu diesem Bankozettel gekommen sei.

Frau von Saalheim warf nur einen Blick auf den Schein, und sagte unbefangen: „Ich habe ihn von der Frau von Selmar empfangen, die in dem Landhause bei L..... wohnt; denn sehen Sie, hier steht ihr Name, den ich darauf schrieb, ehe ich ihn dem Kaufmanne gab, bei welchem ich verschiedene Seidenwaaren kaufte. Sie wird sich ohne Zweifel erinnern, wer ihr diesen Bankozettel gegeben hat; doch verzeihen Sie einen Augenblick, meine Herren, ich will Ihnen einen andern guten Bankozettel geben, und diesen hier der Frau von Selmar zurückgeben. Sie wird ihn ohne Zweifel wiedererkennen, obgleich sie ihn nicht gezeichnet hat.“

— Sie sind sehr gütig, sagte darauf der andere Fremde, aber wir haben den strengsten Befehl, selbst die Quelle aufzusuchen. Sie sind also gewiß, gnädige Frau, daß sie diesen

Bankozettel von der Frau von Selmar erhalten haben? —

„O, ganz gewiß; denn ich habe ja ihren Namen darauf geschrieben!“

— Sie haben es gehört, wendete sich der Fremde an seinen Begleiter; Ihr Zeugniß könnte hier nothwendig werden. —

„Ein Zeugniß nothwendig werden! wiederholte Frau von Saalheim erblassend. Mein Gott, was soll das heißen?“

— Beruhigen Sie Sich, Sie haben nichts zu fürchten, denn wir kennen Ihren guten Ruf; was aber die sogenannte Frau von Selmar betrifft, so sind über sie die größten Zweifel entstanden. —

„Himmel! was haben Sie vor? Wollen Sie sie vielleicht verhaften?“

— Wir werden es ohne hinreichende Beweise nicht thun, sagte der Polizeioffiziant; dazu ist aber eine strenge Untersuchung nöthig. Wir wollen Sie indessen nicht länger belästigen, und empfehlen uns Ihnen. —

Beide entfernten sich darauf, und Frau von Saalheim stand einige Zeit unbeweglich

vor Erstaunen und Schrecken. Dann befahl sie aber, sogleich ihren Wagen anzuspannen, und kehrte zu Marien zurück, die leicht ihre Verwirrung bemerkte, und sie zitternd fragte, ob ein Unglück vorgefallen sei. Um sie nicht zu sehr zu beunruhigen, zwang sich Frau von Saalheim zum Lächeln und sagte: „Es ist kein Unglück geschehen, meine Liebe, und ich bin so närrisch gewesen, mich um Nichts zu beunruhigen. Man hat mir so eben einen falschen Bankozettel gezeigt, und da es derselbe ist, den ich neulich von der Frau von Selmar erhielt, so will ich nur schnell zu ihr fahren, um sie davon zu benachrichtigen. Sie wissen, daß dergleichen Angelegenheiten höchst gefährlich sind."

Als sie bei der Frau von Selmar vorfuhr, sahe sie deren Wagen vor der Thür stehen, und freuete sich daher, sie gewiß zu Hause zu treffen; in den Hausflur tretend, fand sie indessen schon die beiden Polizeioffizianten vor. Sie eilte die Treppe hinauf, und wurde in dem Besuchszimmer von ihrer Freundinn empfangen, die ihr lächelnd ent-

gegenkam. „Ach, wie freue ich mich, Sie zu sehen! rief sie; einige Minuten später hätten Sie mich nicht mehr getroffen. — Aber was fehlt Ihnen? Sie sehen so zerstört aus!"

— Ich bin in der größten Angst, erwiederte sie. Erinnern Sie Sich des Bankozettels von funfzig Gulden, den ich Ihnen vor einiger Zeit wechselte? —

„Sehr gut, antwortete Frau von Selmar, deren Gesicht leichenblaß wurde. Aber wozu diese Frage?"

In diesem Augenblick traten die beiden Polizeioffizianten ein, und fragten sie ziemlich barsch, woher sie den Bankozettel habe, den sie ihr zeigten.

„Sie sind ziemlich dreist, meine Herren, Sich so bei mir einzudrängen, sagte Frau von Selmar zornig. Was diesen Bankozettel betrifft, so weiß ich nicht, wo er her ist, und ob ich ihn je besessen habe."

— Diese Dame hier versichert, ihn von Ihnen erhalten zu haben; sie hat ihn Ihnen ausgewechselt. —

„Frau von Selmar warf einen bittenden

Blick auf ihre Freundinn, und sagte zu ihr: Aber mein Gott! Sie hatten damals eine große Menge von Bankozetteln bei sich; wie können Sie behaupten, daß Sie diesen hier von mir erhalten haben?"

— O ja, denn ich erkenne ihn wieder, weil ich jedes Mal auf die Bankozettel die Namen derer schreibe, von denen ich sie erhalte. Ich habe diese Gewohnheit von meinem Vater angenommen. —

Die Verlegenheit der Frau von Selmar war unbeschreiblich. Endlich sagte sie: „Ich weiß nicht, von wem ich ihn habe; wahrscheinlich aber von meinem Bankier, denn ich bin noch nie auf dergleichen Sachen aufmerksam gewesen."

— Vielleicht haben Sie ihn von einem gewissen Herrn von Heilborn erhalten? fragte einer der beiden Polizeioffizianten. Wenn dieß der Fall ist, so bitten wir Sie, die Wahrheit zu gestehen, damit wir Sie nicht weiter mit unsern Fragen belästigen dürfen. —

„Vom Herrn von Heilborn? wiederholte sie. Wozu diese Voraussetzung? Es wird

hoffentlich hinreichend sein, wenn ich diesen Bankozettel für den meinigen erkenne, und Ihnen den Werth ersetze, da ich nicht weiß, von wem ich ihn habe?"

— Wir verlieren hier zu viel Zeit, sagte der andere Polizeioffiziant. Gern hätten wir Sie, Madam, mit Schonung behandelt; aber da wir wissen, daß Sie die Maitresse eines Menschen sind, der sich für einen Herrn von Heilborn ausgiebt, und im Verdacht steht, falsche Bankozettel zu verfertigen; da wir wissen, daß Sie nicht die Frau von Selmar, sondern eine Stickerinn sind, deren Vater ein Trödeljude Namens Falk Hirsch war: so müssen wir ohne Verzug unsere Haussuchung anfangen. —

„Großer Gott! rief Frau von Saalheim; ist es möglich? O, reinigen Sie Sich von diesem Verdachte, oder ich unterliege meinem Schrecken!"

Mademoiselle Falk Hirsch war in Verzweiflung; doch suchte sie sich zu sammeln, und folgte mit anscheinender Ruhe den Polizeioffizianten. Als diese aber zuerst ihr

Schlafzimmer zu untersuchen verlangten, zitterte sie heftig. — Alles war bereits in diesem Gemache genau besichtigt, als dem einen der beiden Herren ein außerordentlich großes Gemälde auffiel; er näherte sich, um es abzunehmen. „Wie, auch meine Gemälde verschonen Sie nicht einmal? rief die angebliche Frau von Selmar. Ich will nicht, daß sie berührt werden; nur allzu lange schon habe ich Ihre Unverschämtheit geduldet, jetzt bin ich derselben müde! Verlassen Sie sogleich mein Zimmer!“

— O, nur sachte, Madam, erwiederte der Polizeioffiziant. Man wird Ihnen alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren lassen; sein Sie davon überzeugt. Aber wir müssen dieses Gemälde abnehmen! —

Das Gemälde ward hinweggenommen, und man entdeckte nun eine kleine Thür, die sogleich mit Gewalt geöffnet wurde. Jetzt fiel die Dame mit einem lauten Schrei ohnmächtig zur Erde nieder: „O Gott! ich bin verloren!“ In dem Kabinet, zu welchem diese Thür führte, fand man die überzeugendsten

Beweise ihres Verbrechens, nämlich eine große Menge von falschen Bankozetteln und allen zu deren Anfertigung nöthigen Instrumenten.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Als Frau von Saalheim diese Beweise erblickte, wäre sie beinahe ebenfalls in Ohnmacht gefallen, und sie fing nun an, für sich selbst zu fürchten. Sie hörte daher nicht auf, den Polizeioffizianten zu wiederholen, daß sie erst seit kurzer Zeit die angebliche Frau von Selmar kenne, und weit entfernt gewesen sei, sie wegen eines solchen Verbrechens in Verdacht zu haben. „Wir sind davon überzeugt, erhielt sie zur Antwort, und Sie haben daher für sich nichts zu fürchten. Da man den Herrn Heilborn im größten Verdachte hat und weiß, daß er die angebliche Frau von Selmar unterhält: so glaubten wir, daß sie seine Mitschuldige sein könnte."

— Aber wird sie denn nun allein bestraft werden; und ist nicht Heilborn der größere Verbrecher? —

„Ohne Zweifel! Auch sind schon mehrere

unserer Kollegen bei ihm, und werden sich hoffentlich seiner Person bemächtigen.“

Frau von Saalheim schauderte; der Gedanke, mit solchen Menschen Freundschaft gehabt zu haben, war eine wahre Qual für sie, und mit Abscheu blickte sie auf die Unglückliche, die immer noch bewußtlos auf der Erde lag, aber bald nachher in’s Leben zurückgebracht wurde. Die Polizeioffizianten zwangen sie nun, sich in ihren Wagen zu setzen, in welchem sie sie nach der Stadt in’s Gefängniß brachten.

Bleich und zitternd kam Frau von Saalheim in ihrem Hause an. Ihre Kräfte hatten sie so sehr verlassen, daß sie gezwungen war, sich in dem Vorzimmer niederzusetzen, um sich etwas zu erholen, und sie vergoß hier einen Strom von Thränen. Marie, welche sich schon über ihre Abwesenheit beunruhigt hatte, ging hinunter, um sie zu empfangen; als sie aber ihre Verzweiflung sahe, glaubte sie, daß ein großes Unglück geschehen sein müsse, und bebte am ganzen Körper. „Aber, liebe Marie, sagte Frau von Saalheim, warum

haben Sie den Salon verlassen, da Sie noch so schwach sind? Sie können Sich leicht erkälten. .... O, daß ich nur nicht auch noch an Ihrem Verluste Schuld haben muß! Ich bin überdieß schon unglücklich genug."

— Ach, ich bitte Sie, liebe Freundinn, sagen Sie mir, was geschehen ist; ich habe schreckliche Ahnungen. —

„Kommen Sie in den Salon zurück, und ich werde Ihnen Alles erzählen; aber beruhigen Sie Sich, ich bitte Sie, denn es betrifft Sie durchaus nicht."

Hiermit stand sie auf und nahm Mariens Hand, die ihr sagte, daß Felsburg im Salon sei. Frau von Saalheim stand einen Augenblick still, aber dann ging sie nach der Thür und rief: „Ja, ich will Ihnen Alles in seiner Gegenwart erzählen. Er wird mir Vorwürfe machen, aber er muß Alles erfahren."

Der ehrwürdige Felsburg bemerkte sogleich die Niedergeschlagenheit der Frau von Saalheim, und fragte sie nach der Ursache. „Sie sind ja bei Ihrer Herzensfreundinn, der Frau von Selmar gewesen, wie man mir

gesagt hat; hat diese Sie nicht aufheitern können?"

— O, ich bitte Sie, schonen Sie mich, denn ich bin so eben Zeuginn einer schrecklichen Begebenheit gewesen. Ach, Herr Felsburg, wie sehr habe ich mich getäuscht! Aber ehe ich Ihnen den Vorfall erzähle, bitte ich um Ihre Nachsicht.

Sie erzählte hierauf umständlich Alles, was sie von der angeblichen Frau von Selmar wußte. Was litt die gefühlvolle Marie, als sie diese traurige Begebenheit erfuhr! Sie weinte bitterlich über das Schicksal der Unglücklichen, während der alte Felsburg ausrief: „Armes Geschöpf! deine Verirrungen haben dich in den Abgrund des Elends hinabgerissen, aus welchem dich nichts mehr erretten kann. O, wie schrecklich müssen deine Qualen sein!"

— Wie! Sie beklagen sie? unterbrach Frau von Saalheim; das ist mehr, als ich von Ihnen erwartete; denn da Sie stets so sehr gegen sie eingenommen waren, fürchtete ich, Ihnen die Wahrheit zu sagen; ich

glaubte, Sie würden sie ohne Barmherzigkeit verdammen. —

„Im Gegentheil! Sie ist jetzt unglücklich, und es ist meine Pflicht, sie zu beklagen.“

Schon am folgenden Tage wurde diese Begebenheit allgemein bekannt, und man ersah aus den öffentlichen Blättern, daß der schändliche Heilborn sich noch zeitig genug durch die Flucht gerettet hatte; denn er wurde durch Steckbriefe verfolgt. In seiner Wohnung fand man nichts, was sein Verbrechen bestätigte, da er die falschen Bankozettel stets in der Wohnung seiner unglücklichen Genossinn verfertigt hatte, die schon im ersten Verhöre Alles eingestand.

Unterdessen erlangte Marie täglich mehr und mehr ihre Kräfte wieder, aber ihr geheimer Kummer verhinderte, daß ihre frische Farbe in ihr liebliches Gesicht zurückkehrte. Unaufhörlich dachte sie an den Baron Lindau. Er hatte sie in dem Augenblick verlassen, wo man an ihrem Leben verzweifelte ... war dieß nicht der größte Beweis, daß sein Herz gleichgültig gegen sie geworden sei? Diese Vor-

stellung verursachte ihr die unbeschreiblichsten Qualen. Oft fürchtete sie, nach dem Rheine zurückzukehren; oft war es aber ihr sehnlichster Wunsch, und da sie hoffte, daß der Graf Ferdinand sie nicht allein in Wien lassen würde, so erwartete sie von einem Tage zum andern, von ihm eine Nachricht zu erhalten.

Eines Tages saß Marie mit der Frau von Saalheim allein im Zimmer, als ein Bedienter eintrat, und die Ankunft eines Herrn meldete, der das Fräulein von Hochberg zu sprechen wünsche.

„Hat er seinen Namen nicht genannt?" fragte Marie überrascht.

— Nein, gnädiges Fräulein, antwortete der Bediente; er ist mit Extrapost angekommen, und scheint eine weite Reise gemacht zu haben. —

Das Herz Mariens klopfte heftig; mit wankendem Schritt ging sie in das Besuchzimmer hinab, wo man den Fremden eingeführt hatte, und stieß einen lauten Schrei der Freude aus, als sie die Thür öffnete; denn sie erkannte die theuren Züge ihres Wohl-

thäters. Graf Ferdinand schloß sie in seine Arme, und empfing sie mit den zärtlichsten Ausdrücken; dann aber trat er plötzlich einen Schritt zurück, und sah sie starr an.

„Ist es möglich," sagte er, „daß dieß meine Marie ist? Das sind also die Früchte der Gesellschaft, in welcher man sie zurückgelassen hat? Bleiche und eingefallene Wangen, ein niedergeschlagenes, abgespanntes Wesen! O, warum mußte ich diese unglückliche Reise zulassen!"

Welche Worte für die arme Marie! Um unsern Lesern die Ursache zu erklären, warum Graf Ferdinand so sprach, und so plötzlich in Schönbrunn erschien, gehen wir auf den Zeitpunkt zurück, wo der Baron Heinrich Marien allein mit dem Herrn von Heilborn getroffen hatte, und sich zornig von ihr entfernte, weil er diesen für seinen Nebenbuhler hielt. Er nahm sich vor, sie zu vergessen; aber die Nachricht von der schnellen Abreise, und daß Marie allein in Schönbrunn zurückbleiben sollte, weckte seine ganze Liebe wieder. Er fühlte, daß es ihm unmöglich

sein würde, sich von ihr zu trennen, ohne sie noch einmal zu sehen; daher begab er sich noch spät des Abends nach Schönbrunn, wo er indessen den Schmerz erfahren mußte, zu hören, daß Marie im Prater sei. Dieß schien ihm ein neuer Beweis ihrer Gleichgültigkeit gegen ihn zu sein, und in seinem Zorne beschloß er, ihr nach dem Prater zu folgen, bloß um sie noch einmal zu sehen, und ihr über ihre Treulosigkeit Vorwürfe zu machen. Wer beschreibt nun wohl seinen Abscheu, als er sie Arm in Arm mit zweien Mädchen erblickte, deren schändliches Gewerbe ihm bekannt war! In demselben Augenblicke sahe er, wie ein Herr mit Marien sprach, und seine Arme um ihren Körper schlang. Welcher schreckliche Anblick für ihn! Marie war also für jedes Gefühl von Ehre und Tugend verloren? Sie richtete ihre Augen auf ihn; aber er warf ihr einen Blick voll Zorn und Verachtung zu, und entfernte sich.

Schon hatte er den Garten verlassen, als er bedachte, daß er doch wohl zu voreilig gehandelt haben möchte, und es fielen ihm die

Worte des Grafen Ferdinand ein, der ihn beschworen hatte, über Marien zu wachen. Auf welche Weise entsprach er jetzt diesem Vertrauen? Er hatte Marien in einer Lage gesehen, die seine Hülfe zu fordern schien, und nichts gethan, um sie daraus zu befreien. Ja, sie konnte dennoch unschuldig sein! dieser Gedanke wirkte wie ein Blitzstrahl auf ihn, und er eilte daher in den Garten zurück; aber der Zufall wollte, daß er jetzt in die Nähe der Loge kam, wohin der niederträchtige Heilborn die ohnmächtige Marie getragen hatte. Der Baron blieb stehen; er sahe, wie der Kopf seiner Geliebten an der Brust jenes Elenden ruhete, der ihr Gesicht mit den feurigsten Küssen bedeckte. ... Jetzt konnte sich Heinrich nicht länger halten. „Undankbare! rief er aus, du sollst nicht Zeuginn meines Schmerzes über deine Treulosigkeit sein! Ja, ich schwöre, dich nie wiederzusehen!"

Er kehrte nach dem Hause seiner Tante zurück, und durchwachte eine fürchterliche Nacht; zwar hielt er Marien seiner Liebe nicht werth, aber er fühlte, daß diese Liebe

nur mit seinem Leben aufhören würde. Die Gleichgültigkeit, mit welcher er am folgenden Tage von ihrem beunruhigenden Zustande sprechen hörte, fiel der Gräfinn Rosalie und Paulinen außerordentlich auf. Sein Zorn gab ihm Muth, diese erste Prüfung zu bestehen, aber da er mit diesen beiden Damen, welche häufig ihre Besorgniß über Mariens Krankheit laut werden ließen, in Einem Wagen reisete, konnte er nicht länger ruhig und gleichgültig scheinen. Bei dem Gedanken, daß Marie auf dem Todbette läge, oder gar bereits aus dieser Welt geschieden sei, schwand plötzlich aller Verdacht gegen ihre Unschuld, und er sah sich selbst als den Urheber ihres Unglücks an. Tausend Mal verwünschte er seine Heftigkeit, die ihn verhinderte, ihr zu Hülfe zu eilen, als er sie das erste Mal erblickte; sein Schmerz wurde immer größer, je weiter er sich von ihr entfernte, und bei seiner Ankunft am Rheine war sein Zustand fast eben so beunruhigend, als der seiner Geliebten.

Die Gefühle der Gräfinn Rosalie, als

sie das Schloß Reichenstein erblickte, waren unbeschreiblich, und kaum konnte sie sich noch aufrecht erhalten, als sie aus dem Wagen stieg. Der Graf Ferdinand stand unten in der Thür; seine Gemahlinn eilte auf ihn zu, ergriff seine Hand, und sank ihm fast ohnmächtig in die Arme. Ueberrascht blickte er sie an, und bemerkte, daß jener Ausdruck des Stolzes, der ihm so sehr mißfiel, aus ihrem Gesichte verschwunden war; statt dessen herrschte darin eine Schwermuth, die seine Theilnahme erregte. Er umarmte sie zärtlich, und auch Pauline und Robert lagen jetzt an seiner Brust; aber vergebens suchten seine Augen ein Wesen, das er anbetete. Sanft setzte er hierauf seine Gemahlinn auf einen Stuhl, und fragte mit einer zitternden Stimme nach Marien.

Bei dieser Frage zerfloß Rosalie in Thränen, und Pauline wollte antworten, allein Erstere gab ihr ein Zeichen zu schweigen.

„Was soll das heißen? fragte der Graf in der höchsten Unruhe; was ist Marien widerfahren?“

— Beruhige dich, erwiederte Rosalie; Marie ist in Sicherheit, denn sie wird noch einige Zeit bei der Frau von Saalheim bleiben, wo ich sie zurückgelassen habe. —

„Bei der Frau von Saalheim zurückgelassen! wiederholte er aufgebracht. Und ohne meine Erlaubniß! So erwiederst du also mein Vertrauen? Aber ich sehe wohl, Marie mußte dem Willen ihrer Feindinnen gehorchen, sonst wäre sie nicht zurückgeblieben!“

— Wenn du mich mit Geduld wirst angehört haben, antwortete die Gräfinn, so wirst du mich hoffentlich nicht mehr beschuldigen, daß ich dein Vertrauen mißbrauchte. Ich habe mich eben so eifrig mit dem Wohle Mariens, als meiner eigenen Kinder beschäftigt, und nur die Furcht, dir einen zu heftigen Schreck zu verursachen, hat mich abgehalten, dir sogleich zu sagen, warum Marie bei der Frau von Saalheim zurückgeblieben ist. —

Der Graf schien gerührt zu sein, und er glaubte zu träumen, als er seine Gemahlinn so sprechen hörte. Indem er ihre Hand er-

griff, bat er sie wegen seiner Härte um Verzeihung, und beschwor sie, ihn nicht länger in Ungewißheit zu lassen.

In diesem Augenblick kam der zweite Reisewagen an, und der Graf empfing die beiden Freundinnen mit Kälte, drückte aber dem traurigen Heinrich freundschaftlich die Hand.

„Eilen Sie, lieber Baron, rief er ihm zu, mich aus meiner schrecklichen Ungewißheit zu reißen; sagen Sie mir, was aus Marien geworden ist.“

Heinrich sank auf einen Stuhl zurück, und bedeckte sich sprachlos das Gesicht mit beiden Händen. Rosalie unterrichtete hierauf ihren Gemahl so schonend als möglich von der Krankheit Mariens. „Gott! rief der Graf; vielleicht haucht sie in diesem Augenblick den letzten Seufzer aus, und mitten unter fremden Menschen! Ach, Marie, soll ich dich nie wiedersehen?“

— Glaube mir, Ferdinand, unterbrach ihn Rosalie, ich würde mich nicht haben entschließen können, sie zu verlassen, hätte mich

nicht die Besorgniß um das Leben meines Vaters dazu gezwungen. Gewiß würdest du mich beklagen, wenn du dir eine richtige Vorstellung von der grausamen Lage machen könntest, in der ich mich befand, als ich eben so sehnlich wünschte, Marien zu pflegen, als meinen Vater noch einmal wiederzusehen. —

Die Gräfinn Lobethal sah ihre Tochter zornig an. „Wie konntest du einen Augenblick unschlüssig sein, was du zu thun hattest?“ sagte sie unwillig. „Aber wie gewöhnlich macht diese Marie alle andere Rücksichten vergessen, und ihretwegen denkt der Graf Ferdinand nicht daran, daß wir voll Ungeduld auf Nachrichten von einem Gatten und Vater warten, den der Tod vielleicht bald seiner Familie entreißen wird.“

— Wenn Sie glauben, daß ich für die Regungen der Natur gefühllos bin, erwiederte Ferdinand, so beurtheilen Sie mich nach ihrem eigenen Herzen Frau Gräfinn. — Hierauf wandte er sich an seine Gemahlinn: Es thut mir leid, dir sagen zu müssen, daß wenig Hoffnung für das Leben des Grafen Lobethal

mehr übrig ist. Aber ich weiß, daß dein Muth dich über die meisten Personen deines Geschlechts erhebt, und du wirst also mit Ergebung den Verlust ertragen, der dir bevorsteht. Wenn du nicht allzusehr von der Reise ermüdet bist, so eile nach Lobethal, um deinen Vater vor seinem Tode noch wiederzusehen. Ich werde unterdessen auf Mittel denken, wie der theuren Marie zu helfen ist, deren Zustand mir die größte Besorgniß verursacht. —

Die Baroninn Cäcilie und ihr Neffe verließen das Schloß Reichenstein, um das Schloß Lindau wiederzusehen; aber Heinrich entfernte sich nur wider Willen, da er zuvor gern mit dem Grafen gesprochen hätte, dem er sein ganzes Herz zu öffnen entschlossen war.

Ehe die Gräfinn Rosalie ihre Mutter nach dem Schlosse Lobethal begleitete, stattete sie mit ihren Kindern dem alten Grafen Wilhelm einen kleinen Besuch ab. Sie erstaunte, als sie ihn mit der größten Wärme und Theilnahme von Marien sprechen hörte, und wußte nicht, welcher Ursache sie diese

außerordentliche Veränderung zuschreiben sollte. Als sie hierauf nach Lobethal eilte, fand sie ihren Vater zwar noch am Leben, aber man sahe mit jedem Augenblick seiner Auflösung entgegen.

Einige Stunden nach seiner Ankunft im väterlichen Schlosse, kehrte Heinrich schon wieder nach Reichenstein zurück, und ließ den Grafen Ferdinand um eine Unterredung bitten. Dieser war erfreut, und empfing ihn mit vieler Herzlichkeit; aber wie erstaunte er, als der Baron sagte: daß er gekommen sei, ihm sein Unrecht gegen Marien zu gestehen, und es wieder gut zu machen, wenn es noch möglich sei.

„Wie? rief der Graf; was soll das heißen? Ihr Ton, Ihre Worte erschrecken mich!“

— Ich habe den Schwur, den ich Ihnen leistete, Marien zu beschützen, nicht gehalten, und sie mitten unter Entehrung, Schande und Verzweiflung verlassen. Vielleicht bezahlt sie in diesem Augenblick ihren Schmerz mit ihrem Leben! —

„Großer Gott! Verstehe ich Sie recht?

Sie, dem ich die Unschuld und Ruhe meiner Marie anvertraute, sind der Erste gewesen, sie auf den Abweg von der Tugend zu führen? .... Schändlicher Verführer! fuhr der Graf wüthend fort, und du wagst es noch, dich vor mir blicken zu lassen? O, mein Arm hat noch seine alte Kraft, um dich todt zu meinen Füßen daniederzustrecken!"

— Ich bin ihr Verführer nicht, Herr Graf; Sie irren Sich. Aber meine eigenen Worte haben diesen Irrthum hervorgebracht; ich sehe es ein, und ich will Sie sogleich davon befreien. — Heinrich gestand jetzt dem Grafen seine Liebe zu Marien, und erzählte ihm umständlich Alles, was er von ihren Begebenheiten wußte. — Darf ich hoffen, schloß er endlich, Ihre Einwilligung zu unserer Vermählung zu erhalten, wenn der Himmel uns Marien wiedergiebt? —

Der Graf nahm seine Hand, und bat ihn wegen seiner vorigen Heftigkeit um Verzeihung. „Gott! rief er aus, in welcher Lage befindet sich meine arme Marie! Warum mußten Sie auch so voreilig handeln? ....

Ach ich fürchte, daß sie das Opfer der Verführung geworden ist; der Schein ist zu sehr wider sie, als daß Sie noch daran denken könnten, sie zu Ihrer Gemahlinn zu machen!"

— Nein! erwiederte der Baron; mein Herz sagt mir, daß sie rein und unschuldig ist. Ich bin fest überzeugt davon; jetzt, da ich ruhiger über jene Begebenheiten nachdenken kann, sehe ich ein, wie unvorsichtig und voreilig ich gehandelt habe. Aber was ist zu thun, um sie zu retten? —

„Es ist nur Ein Mittel, antwortete der Graf, das ich ohne Verzug in Ausführung bringen werde. Ich reise selbst nach Wien, und wenn sie noch lebt, bringe ich sie in ihr Vaterland zurück."

„Fort! Eile! Reise ab!" rief eine dumpfe Stimme.

Die beiden Freunde erbebten. — Himmel! rief der Baron; woher diese Stimme? —

Der Graf Ferdinand zitterte an allen Gliedern. „Beruhige dich, unglücklicher Schatten! sagte er; ich werde dir gehorchen!" Er hielt inne, und fuhr dann fort: „Dieß ist

die Stimme des Allmächtigen, der sich des Schicksals meiner Marie annimmt!"

Zum ersten Male in seinem Leben hatte der Baron Heinrich in diesem Augenblick einen Anfall von Aberglauben; er bildete sich ein, daß Marie bereits gestorben sei, und daß ihr Geist in dem Schlosse umherirre. Der Graf Ferdinand suchte ihn aber deßhalb zu beruhigen, und wiederholte seinen Entschluß, sogleich nach Wien abzureisen.

Heinrich bat ihn um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen. „Nein! sagte der Graf; ich will mich allein von ihrer Unschuld überzeugen, und wenn ich sie noch so rein finde, als sie war, da sie sich von mir entfernte, so will ich meinen Ruhm darein setzen, sie Ihnen zur Frau zu geben. Mag sich Ihre Tante widersetzen oder nicht, gleich viel! Ich werde Ihren Vater über die Furcht vor ihrer Rache zu erheben wissen. Morgen früh reise ich ab. ... Gebe Gott, daß meine Hoffnungen in Erfüllung gehen!"

Der Graf Ferdinand ließ sich hierauf von dem Baron das Versprechen geben, nie von

der geheimnißvollen Stimme, die er gehört hatte, etwas zu erwähnen; und da er voraussahe, daß seine Gemahlinn heute nicht mehr von dem Schlosse Lobethal zurückkehren würde, so fuhr er selbst hinüber, um ihr seinen Entschluß zur Reise mitzutheilen.

Jedermann war hier über seinen Besuch erfreuet, denn seit vielen Jahren hatte er keinen Fuß hierher gesetzt. Da man ihm sagte, daß seine Gattinn ein wenig ausruhe, so begab er sich unterdessen zu seinem Schwiegervater, der ihn noch erkannte, und erfreut zu sein schien, ihn zu sehen. Gustav von Lobethal, der sich lebhaft für das Glück seiner Schwester interessirte, ergriff diese Gelegenheit, ihm seine Besorgnisse über die sichtbare Veränderung, die mit der Gräfinn Rosalie vorgegangen war, mitzutheilen, und schrieb sie auf Rechnung eines geheimen Kummers. Dieser Gedanke schien dem Grafen Ferdinand sehr nahe zu gehen. Endlich benachrichtigte man ihn, daß seine Gemahlinn erwacht sei, und ihn bitten ließe, zu ihr zu kommen.

Rosalie fragte ihren Gemahl mit vieler Neugierde nach der Ursache seines außerordentlichen Besuchs, und Ferdinand erzählte ihr darauf, was er von dem Baron Heinrich erfahren hatte, indem er ihr zugleich einige Vorwürfe darüber machte, daß sie ihm diese Umstände verschwiegen. Rosalie, die nichts von Allem wußte, vertheidigte sich mit so vieler Wärme, daß er an ihrer Aufrichtigkeit nicht zweifeln konnte; er unterrichtete sie daher von seinem Entschlusse, morgen schon nach Wien abzureisen, um sich selbst von dem wahren Zustande Mariens zu überzeugen. Gegen seine Erwartung billigte die Gräfinn seinen Entschluß, bat ihn aber, auf seine eigene Gesundheit bedacht zu sein.

Dieses so veränderte Betragen seiner Gemahlinn rührte den Grafen Ferdinand; er nahm einen ungewöhnlich zärtlichen Abschied von ihr, und am folgenden Morgen saß er bereits in seinem Reisewagen. Ohne sich aufzuhalten, legte er mit der größten Schnelligkeit den Weg nach Wien zurück, und ließ sich von dort nach Schönbrunn fahren, wo er

so unverhofft ankam, wie wir bereits gesehen haben. Beim Anblicke Mariens ließ ihn seine Freude anfangs Alles vergessen; als er aber dann ihre Blässe, ihre Niedergeschlagenheit, ihre verweinten Augen erblickte, schloß er hieraus auf das Bewußtsein ihres tadelnswürdigen Betragens, und warf ihr mit harten Worten vor, daß sie sich von den Grundsätzen der Tugend entfernt habe. Welcher Schmerz für die arme zitternde Marie, ihren Wohlthäter so hart und strenge mit sich sprechen zu hören! —

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Erst nach einiger Zeit konnte sich Marie so weit wieder erholen, daß sie den Grafen Ferdinand nach der Ursache seines Zornes fragte, der aber, anstatt ihr darauf zu antworten, ihr befahl, augenblicklich mit ihm abzureisen. „Auch nicht eine Nacht mehr, sagte er, sollst du an einem Orte zubringen, den ich verabscheue, weil die Vergnügungen, die man dir hier verschafft hat, zu deinem Untergange beigetragen haben.“

Obgleich schon der bloße Gedanke an die Rückreise Marien mit Freude erfüllte, so wurde sie doch durch die Vorwürfe des Grafen zu sehr überrascht; aber ihre Unschuld gab ihr Muth, und sie erklärte fest und frei, daß sie sich keine Fehler habe zu Schulden kommen lassen. Bei dieser Versicherung schien der Graf wieder aufzuleben. „Glaube mir, sagte er, ich werde deine Rechtfertigung mit Entzücken anhören; aber ich will von Nichts wissen, so lange wir noch hier sind. Geh, nimm Abschied von der Frau von Saalheim, und laß sogleich deine Sachen einpacken.“

Marie wußte, daß jeder Einwand vergeblich sein würde, und begab sich daher zur Frau von Saalheim, die sie von der Ankunft und dem Befehle des Grafen benachrichtigte. „Ist es möglich! rief diese voller Betrübniß; Sie wollen mich so plötzlich verlassen? Aber ich hoffe, der Graf wird sich noch bereden lassen, einige Zeit hier zu bleiben.“ Marie schüttelte den Kopf, denn sie kannte ihren Beschützer zu gut, als daß sie glauben konnte, er würde sich zur Aenderung seines Entschlusses bereden

lassen; sie eilte daher auf ihr Zimmer, ihre Sachen einzupacken.

Während dieser Zeit ging Frau von Saalheim zu dem Grafen hinunter, den sie auf das Liebenswürdigste empfing, und bat ihn, sie nicht so plötzlich ihrer theuren Marie zu berauben; allein er blieb taub bei ihren Bitten, und ließ sie deutlich sein Mißfallen über ihr unvorsichtiges Betragen merken, wodurch Marie in eine ihrer unwürdige Gesellschaft gerathen war. Die arme Frau von Saalheim konnte zwar die Beschuldigungen des Grafen nicht von sich ablehnen; aber sie suchte sich wenigstens dadurch zu entschuldigen, daß sie erzählte, wie schrecklich sie sich in der Frau von Selmar getäuscht habe.

Ferdinand hörte ihr aufmerksam zu, und schauderte bei dem Gedanken, in welcher Gefahr Marie in solcher Gesellschaft gewesen war; doch fing er schon an, sich zu überzeugen, daß sie noch unschuldig sei. Bald darauf erschien Marie in ihren Reisekleidern; ein zufriedenes Lächeln herrschte in ihren Gesichtszügen, und bewies dem Grafen, wie gern

sie ihm gehorchte. Frau von Saalheim weinte bitterlich, als sie sahe, daß Marie zur Abreise fertig war. „Aber noch einige Stunden, Herr Graf, werden Sie ihr doch wenigstens bewilligen, damit sie von mehreren ihrer Freunde Abschied nehmen kann?"

— Von ihren Freunden? erwiederte der Graf. Marie hat hier dergleichen nicht, oder wenigstens kann ich die Wahl derselben nicht billigen. Grade von diesen sogenannten Freunden will ich sie entfernen, ehe deren verderbliches Beispiel einen zu großen Einfluß auf ihre Gesinnungen erhält. —

„Wenn Sie die Personen kennen sollten, Herr Graf, die ich meine, so würden Sie gestehen, daß Sie dieselben durch solche Ausdrücke auf das Schrecklichste beleidigen. Die Familie Sander ist Ihrer größten Hochachtung werth, und ich weiß, daß Ihre Nichte derselben mit der innigsten Anhänglichkeit zugethan ist."

— Ja, sagte Marie, ich bedaure es sehr, daß ich von der Madame Sander und ihrer liebenswürdigen Luise nicht Abschied nehmen

kann. — Sie sah den Grafen bei diesen Worten mit einem Ausdrucke an, der ihm bewies, wie gern sie diese Personen noch einmal sehen möchte; allein obgleich er sie verstand, so wiederholte er doch den Befehl, ihm nach seinem Reisewagen zu folgen.

Marie suchte jetzt ihre innere Bewegung zu unterdrücken, und nahm von der Frau von Saalheim Abschied, die über diese plötzliche Abreise fast außer sich war. „Was wird Herr Felsburg sagen, rief sie aus, wenn er erfährt, daß seine theure Marie sich ohne Abschied von ihm entfernt hat!“

— Es fällt mir schwer, erwiederte sie gerührt, Wien zu verlassen, ohne ihn noch einmal zu sehen; aber ich bitte Sie, bestellen Sie ihm tausend herzliche Grüße von mir, und sagen Sie ihm, daß ich seine Zärtlichkeit für mich nie vergessen werde. —

„Wer ist denn dieser Herr Felsburg, der dir so lebhafte Theilnahme einflößt? fragte der Graf. Es scheint mir, daß du hier eine große Anzahl von Freunden gewonnen hast.“

— O, seinetwegen fürchten Sie nichts,

Herr Graf, antwortete Frau von Saalheim. Er könnte ihr Großvater sein, und ich glaube auch, daß er für sie dieselbe Zärtlichkeit hat, die er für seine Enkelinn fühlen würde. —

„Wenn das ist, erwiederte der Graf, so wird ihm diese Trennung sehr schmerzlich sein, und es thut mir leid, daß ich die Ursache davon sein muß; aber nichts kann meinen Entschluß wankend machen.“ Er dankte hierauf der Frau von Saalheim für die Sorgfalt, welche sie gegen Marien gehabt hatte, und riß sie dann mit Gewalt aus ihren Umarmungen.

Als Marie in dem Reisewagen saß, glaubte sie wie in einem Traume zu sein, und der Graf beobachtete das tiefste Stillschweigen, bis er Schönbrunn gänzlich aus dem Gesicht verloren hatte. „Gott sei Dank! rief er dann aus, jetzt bist du schon weit von dem Orte, der dir beinahe so verderblich geworden wäre; laß mich nun deine Rechtfertigung hören, Marie.“

— Aber sagen Sie mir erst, Herr Graf, ich bitte, wessen werde ich denn beschuldigt, und wer hat mich in Ihren Augen so angeschwärzt? —

„Jemand, der sich ohne Zweifel eben so sehr freuen wird, als ich, wenn du unschuldig bist, und der in diesem Augenblick deinetwegen viel leidet. Dein Herz sagt dir vielleicht, daß es der Baron von Lindau ist.“

— Der Baron von Lindau! wiederholte Marie, deren Gesicht sich mit dem lebhaftesten Roth überzog. Er hat mich also angeklagt? Er konnte so grausam sein, mir bei Ihnen zu schaden? —

„Nein Marie! Nur seiner edlen Aufrichtigkeit hast du meine Gegenwart zuzuschreiben. Er selbst verwünscht seine Heftigkeit, und glaubt, ein zu voreiliges Urtheil über dich gefällt zu haben. Erkläre mir jetzt Alles, was in deinem Betragen zweifelhaft erscheint, und du wirst die Ruhe in mein Herz zurückführen, und einen Geliebten wiederfinden, der deiner Zärtlichkeit würdig ist.“ Der Graf wiederholte ihr darauf Alles, was ihm Heinrich erzählt hatte, und erwähnte zugleich des Geständnisses seiner Liebe, so wie seines Wunsches, sie zur Gemahlinn zu nehmen, wenn die Begeben-

heiten zu seiner Zufriedenheit aufgeklärt werden könnten.

Mariens Freude war unaussprechlich; ein schwerer Stein fiel ihr vom Herzen, und sie erzählte nun dem Grafen ihre Abentheuer mit dem schändlichen Heilborn, wodurch sie ihn vollkommen befriedigte. Er umarmte Marien, nnd dankte dem Himmel für seinen Schutz in so großer Gefahr. Die Reise wurde ohne Aufenthalt fortgesetzt, aber dennoch übertraf Mariens Ungeduld diese Eile, und kaum gönnte sie sich die Ruhe, die der Graf ihrer immer noch schwächlichen Gesundheit wegen für nöthig hielt. Indessen bemerkte er mit Vergnügen, daß ihre frische Farbe und ihre Fröhlichkeit sich allmählich wieder einfanden.

Endlich sah man die gesegneten Fluren des Rheines wieder, und bald hielt der Wagen vor dem Schlosse Reichenstein. Mariens Empfindungen wurden jetzt so heftig, daß der Graf sie in einem der Bewußtlosigkeit ähnlichen Zustande in den Vorsaal trug. Im ganzen Schlosse herrschte die größte Stille; alle

Fenster waren geschlossen, und Alles schien ein trauriges Ereigniß anzukündigen. Der Graf wollte sich eben bei einem Bedienten erkundigen, als die Thür aufging, und die Gräfinn Rosalie in's Zimmer eilte. Zärtlich ergriff sie Ferdinands Hand, und schloß dann die ohnmächtige Marie in ihre Arme. „Allmächtiger Gott! rief sie aus; ich danke dir, du hast ihr Leben erhalten! Sei willkommen, drei Mal willkommen, Marie! Was hat dieses theure Kind nicht leiden müssen!"

Der Graf ward von diesem theilnehmenden Betragen seiner Gemahlinn gerührt, und schloß sie beide in seine Arme. Marie kam zur Besinnung zurück, und war entzückt vor Freude, ihre Wohlthäterinn wiederzusehen.

„Hat der Graf Lobethal aufgehört zu leiden?" fragte Ferdinand seine Gemahlinn.

— Ja, antwortete sie weinend, schon seit acht Tagen ist er nicht mehr in dieser Welt. —

Jetzt kamen auch Robert und Pauline herbei, um Marien zu umarmen, und ihr zu ihrer Wiederherstellung Glück zu wünschen. Darauf ließ der Graf seinen Vater von ihrer

Rückkehr benachrichtigen; und wie sehr erstaunte Marie, als sie auch von ihm zärtlich empfangen wurde! Die Gesinnungen Aller gegen sie schienen sich durchaus verändert zu haben, und Marie dankte Gott im Stillen für diese glückliche Umwandlung. Ihr Erstaunen nahm zu, als sie zwischen dem Grafen und der Gräfinn eine Einigkeit sahe, wie sie früher noch nie geherrscht hatte; aber mit Kummer bemerkte sie, daß Pauline ihren ganzen Frohsinn verloren, und daß eine schwermüthige Miene ihre ehemalige Leichtfertigkeit ersetzte. Leicht errieth sie die Ursache, und bedauerte sie von ganzem Herzen, denn sie kannte aus Erfahrung den Schmerz über die Abwesenheit eines geliebten Gegenstandes.

Nach dem Mittagessen zog sich der Graf in sein Zimmer zurück, und bat, so bald der Baron Lindau erscheinen würde, denselben zu ihm zu führen. Bei diesem Namen erröthete Marie, zitterte und sahe die Gräfinn Rosalie furchtsam an; aber diese lächelte, und machte durchaus keine Bemerkung über diesen Gegenstand. „Ich fahre jetzt zu meiner Mutter,

sagte sie einige Zeit darauf; willst du mich begleiten, oder bleibst du lieber hier?"

— Da die Gräfinn Lobethal von meiner Rückkehr noch nichts weiß, antwortete Marie, so möchte ihr mein Besuch unangenehm sein. —

„Ich nehme deine Entschuldigung an; doch würde sich mein Bruder sehr gefreuet haben, dich wiederzusehen."

Pauline wäre gern bei Marien geblieben; indessen konnte sie es ihrer Mutter nicht abschlagen, ihr zu folgen. Kaum hatten sich beide entfernt, so eilte Marie nach ihrem Zimmer, und betrachtete lange Zeit das Dorf und die reizenden Umgebungen mit Entzücken. Die widersprechendsten Gefühle regten sich in diesem Augenblicke in ihrem Herzen; die Hoffnung, den Baron Heinrich wiederzusehen, hielt sie im Schlosse zurück; aber eben so sehr trieb sie das Verlangen, sich in den Armen eines andern theuren Gegenstandes zu finden, zur Entfernung aus dem Schlosse, und der letztere Wunsch behielt endlich die Oberhand. Sie bat daher einen der Bedienten, wenn man nach ihr fragen sollte, zu sagen, daß sie

einen kleinen Spaziergang machte, und richtete ihre Schritte nach dem Dorfe, das für sie einen unendlichen Reiz besaß.

Der Baron von Lindau kam wie gewöhnlich nach Reichenstein, und nichts ist im Stande, sein Entzücken zu schildern, dem er sich überließ, als er von Mariens Rückkehr hörte. Graf Ferdinand empfing ihn mit allen Zeichen der größten Achtung und Freundschaft, worauf er sich beeilte, ihn von der Unschuld Mariens in Kenntniß zu setzen. Dankbar erhob Heinrich seine Hände zum Himmel, aber seines Herzens bemächtigte sich jetzt eine andere Furcht. „Ach, rief er aus, Marie wird mir nie verzeihen können, daß ich sie in einem so abscheulichen Verdachte hatte! Welchen Gefahren habe ich sie durch meine unvorsichtige Heftigkeit ausgesetzt! Gewiß, sie muß mich jetzt hassen und verachten!"

— Sie lassen ihr nicht Gerechtigkeit widerfahren, lieber Baron, sagte der Graf; Marie hat längst Alles vergessen; aber suchen Sie ins Künftige Ihr Mißtrauen und Ihre Heftigkeit zu besiegen, wodurch Sie sie dem Grabe

nahe gebracht haben, und glauben Sie mir, Marie liebt Sie, und keinen Andern als Sie! —

„O, wenn ich von meiner Marie Verzeihung erhalte, will ich sie nie wieder durch ungerechten Verdacht beleidigen! Aber erlauben Sie mir jetzt, sie zu sehen, Herr Graf, und in Ihrer Gegenwart zu beweisen, wie ich mein Unrecht wieder gut zu machen weiß."

Der Graf ließ Marien bitten, sich zu ihm zu begeben; man brachte ihm aber die Antwort, daß sie abwesend sei. Sowohl er, als Heinrich waren hierüber höchst unzufrieden, und der Letztere, welcher seiner Ungeduld nicht länger widerstehen konnte, bat den Grafen um Erlaubniß, ihr entgegengehen zu dürfen. Ferdinand willigte ein, worauf der Baron sogleich das Schloß verließ.

Nachdem er einige Schritte gethan hatte, stand er still, um über den Weg nachzudenken, den er nehmen sollte. Fast vor wenigen Minuten hatte er geschworen, seine Geliebte nie mehr im Verdacht zu haben, und dennoch überließ er sich schon jetzt wieder seiner Eifersucht; er dachte an die Felsen, und

dorthin nahm er vorzugsweise seine Richtung. Doch sahe und hörte er zu seiner Zufriedenheit hier nichts, obgleich er jeden Ort mit der größten Aufmerksamkeit untersuchte; und er kehrte nach dem Schlosse zurück, wo er indessen zu seinem Schmerz erfahren mußte, daß Marie noch nicht wieder da sei. Er schlug hierauf den Weg nach dem Dorfe ein, und erblickte nun bald, die er so sehnlich suchte. Sie schien in ein tiefes Nachdenken versunken zu sein, und schritt nur ganz langsam einher; aber sie war allein, und ihr Anblick verscheuchte sogleich alle seine Besorgnisse, so daß er im vollen Laufe auf sie zueilte, und mit den Worten: „Marie! theure Marie, endlich sehe ich Sie wieder!“ zärtlich ihre Hand ergriff.

Marie hatte seine Annäherung nicht bemerkt; aber bei dem Tone dieser Stimme sahe sie auf, und schrie laut vor Ueberraschung. Da ihre Gesundheit immer noch zu schwach war, um eine solche Freude mit Ruhe zu ertragen, so fiel sie fast ohne Bewußtsein in Heinrichs Arme. Als sie wieder zu sich kam,

hörte sie mit Entzücken den zärtlichen Versicherungen ihres Geliebten zu, und stand keinen Augenblick an, ihm die gebetene Verzeihung zu gewähren. Hierauf eilte sie, ihm zu erzählen, wie schändlich der elende Heilborn sich gegen sie betragen hatte.

„O, Marie! wie großmüthig sind Sie! rief der Baron; wie kann ich je für eine solche Nachsicht dankbar sein! Aber ich schwöre Ihnen, von nun an jeden Verdacht in mir zu unterdrücken.“

— Ja, versprechen Sie es mir, antwortete Marie, ihn zärtlich ansehend, und wir werden noch glücklich sein können. Sie wissen, Geheimnisse umgeben mich jetzt; aber einst wird es mir erlaubt sein, Ihnen Alles zu entdecken, und Sie werden dann sehen, wie ungerecht Sie gegen mich gewesen sind. —

Heinrich war unaussprechlich glücklich, und schwur von Neuem, ein unbedingtes Vertrauen in sie zu setzen. Arm in Arm gingen sie dann dem Schlosse zu, wo der Graf Ferdinand sie freundlich empfing. „Ich sehe, daß du glücklich bist, liebe Marie, sagte der

Graf; das Vergnügen, das in deinen Augen strahlt, überzeugt mich davon, und ich hoffe, daß deine Wünsche in Erfüllung gehen werden. Erröthe nicht, theures Kind; du weißt, daß der Baron von Lindau mir seine Liebe zu dir entdeckt hat, und ich willige in Eure Verbindung."

Der Baron ließ sich mit einem Kniee zur Erde nieder, ergriff eine Hand seiner Geliebten, und beschwur sie, ihn dadurch auf den Gipfel seines Glückes zu erheben, daß sie in Gegenwart des Grafen ihre Einwilligung gäbe. Marie wendete erröthend ihr Gesicht ab; sie versuchte zu sprechen, aber ihre Lippen zitterten, und es war ihr unmöglich, ein einziges Wort hervorzubringen.

„So will ich denn statt meiner Marie reden, sagte der Graf, ihre Hand in die des Barons legend; ich bin überzeugt, daß sie Zärtlichkeit genug für mich besitzt, um mir bei dieser Gelegenheit zu gehorchen."

— Ihre Befehle sind stets heilig für mich, erwiederte das junge Mädchen, und ich gestehe, daß sie in diesem Augenblick

mit meinen theuersten Wünschen überein-stimmen. —

„O, du bist mein, auf ewig mein, Marie! Nichts kann uns jetzt mehr von einander trennen! rief der glückliche Baron voll Entzücken, und schloß seine furchtsame Geliebte in seine Arme.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Graf Ferdinand zog sich in sein Zimmer zurück, und beschloß nun sogleich, seiner Gemahlinn seinen Wunsch in Absicht auf die Verbindung Mariens mit dem Baron Heinrich mitzutheilen. Er ließ sie daher bitten, sich zu ihm zu begeben, und bereitete sich auf ihren Widerstand vor, da er fürchtete, daß sich ihr Stolz durch seinen Vorschlag beleidigt fühlen würde; aber wider seine Erwartung hörte sie ihn ruhig an, und antwortete, daß sie sich nie einem Vorhaben widersetzen würde, welches zum Zweck hätte, Mariens Glück zu machen. „Ich gestehe, setzte sie hinzu, daß ich es früher nicht ohne Unwillen mit ansehen konnte, welchen Vorzug der Ba-

ron Marien vor meiner Tochter gab; in der Ueberzeugung, daß die Baroninn Cäcilie nie in eine solche Verbindung willigen würde, hielt ich es für meine Pflicht, den Fortschritten einer unglücklichen Liebe Einhalt zu thun; aber seit dieser Zeit schließe ich aus mehreren Umständen, daß unsere Pauline die Vermählung des Barons mit Marien ohne Betrübniß mit ansehen wird; denn ihr Herz, glaube ich, gehört einem Andern an."

Bei diesen Worten verbreitete sich ein Ausdruck der Vergnügens über das Gesicht des Grafen, und er bat seine Gemahlinn, sich näher zu erklären. Sie erwähnte darauf des jungen Adolph von Lessen, und forderte den Grafen auf, seine Tochter darüber näher zu befragen, der sie auch sogleich zu sich kommen ließ.

Nachdem er mit der größten Schonung von der Liebe des Barons zu Marien gesprochen hatte, bat er Paulinen, ihm offen zu gestehen, ob sie nicht freiwillig dem Baron sein ihr gegebenes Versprechen erlassen würde. „O, sehr gern, antwortete sie, und es ist sogar mein eifrigster Wunsch, sie beide vereinigt

und glücklich zu sehen. Der Baron hat mich nie geliebt, und wenn ich auch jetzt sein Herz besäße, so würde ich doch nicht mehr seine Zärtlichkeit erwiedern können."

— Du liebst also einen Andern? sagte der Graf. Sei offenherzig, liebes Kind, und glaube mir, daß ich deinen Wünschen keine Hindernisse entgegenstellen werde. Dazu ist es aber nöthig, daß du mir deine Empfindungen frei gestehst. —

Der Ton, mit welchem der Graf diese Worte sagte, rührte Paulinen so sehr, daß sie sich weinend an die Brust ihres Vaters warf, und ihm gestand, daß sie den jungen Lessen liebe, welches Gefühl derselbe erwiedere. „Aber ich werde ihn nie wiedersehen! fuhr sie mit thränenerstickter Stimme fort; denn die Gräfinn von Lobethal hat ihn so verächtlich behandelt, daß er es nicht mehr wagen wird, um meine Hand zu werben."

— Beruhige dich, Pauline! erwiederte der Graf. Wenn der Sohn des Obersten von Lessen dich liebt, so wird er sich an deine Großmutter nicht kehren, und sich an mich

wenden. Ist er deiner Zärtlichkeit würdig, so wird gewiß auch deine Mutter ihre Einwilligung nicht versagen. —

„Ganz gewiß nicht, unterbrach die Gräfinn; ich bin weit entfernt, mich den Neigungen meiner Kinder entgegenzustellen, und nach Allem, was ich von dem Herrn von Lessen gehört habe, glaube ich, daß er alle Eigenschaften besitzt, meine Tochter glücklich zu machen."

— Wenn das ist, Pauline, fuhr der Graf fort, so sei ohne Sorgen; du hast von dem Stolze der Gräfinn Lobethal nichts zu fürchten, denn ich bin entschlossen, sie nicht um Rath zu fragen, wenn es sich um das Glück meiner Kinder handelt. —

Pauline dankte ihrem Vater tausend Mal für seine Güte, und entfernte sich darauf, so glücklich und zufrieden, wie sie seit ihrer Rückkehr nach Reichenstein noch nicht gewesen war. Denn sie vertraute auf die Treue ihres Geliebten, und war überzeugt, daß er nicht lange zögern würde, bei ihrem Vater um ihre Hand zu werben.

Nach dieser Unterredung begab sich der

Graf Ferdinand zu seinem Schwager, dem Grafen Gustav von Lobethal, und theilte ihm seinen Entschluß in Absicht auf Mariens Vermählung mit; worauf dieser ihr sogleich ein bedeutendes Gut zur Mitgift aussetzte, und von Neuem versprach, daß sie seine Erbinn sein sollte. Ferdinand erklärte, daß er Marien durch die Vermehrung ihrer Mitgift in den Stand setzen würde, den alten Baron von Lindau aus der Sklaverei zu befreien, in welcher er durch die Drohungen der Baroninn Cäcilie gehalten wurde.

Mit welcher Freude und Dankbarkeit hörte der Baron Heinrich von dieser Großmuth der beiden Freunde! Er setzte seinen Vater davon in Kenntniß, und gestand ihm zugleich seine Liebe. Der alte Baron fand Marien äußerst reizend, und billigte die Wahl seines Sohnes; doch wollte er sich nicht geradezu mit seiner Schwester entzweien, und er theilte ihr daher diese Nachrichten mit, indem er sie bat, ihre Einwilligung zu geben, ihr indessen zu verstehen gab, daß ihre Weigerung dennoch die Vermählung

Heinrichs mit Marien nicht verhindern würde.

Marie, der Gegenstand ihres Hasses, trug also den Sieg über sie davon! Welcher Gedanke für eine Frau von ihrem Charakter! Aber sie mäßigte ihre Wuth, und erwiederte stolz: „Du sowohl als dein Sohn, Ihr seid Herren Eures Willens und Eurer Handlungen; ich werde mich ihnen nicht widersetzen.“

Da der alte Baron keine günstigere Antwort von ihr erwartete, so war er damit zufrieden; denn sie drohete doch nicht, das Schloß zu verlassen, und änderte auch ihr Betragen gegen den Baron Heinrich nicht; er hoffte daher, daß sie sich allmählich an den Gedanken gewöhnen würde, Marien als ihre Nichte zu betrachten. Diese genoß jetzt das Uebermaß der Freude, da sie wußte, daß Jedermann in ihre Verbindung mit dem geliebten Heinrich willigte. Ruhe und Zufriedenheit kehrten in ihr Herz zurück, ihre Gesundheit befestigte sich täglich mehr und mehr, und ihr Gesicht erhielt seine ganze vorige Frische wieder. Der Heirathsvertrag wurde aufgesetzt, und der Ba-

ron Heinrich zählte mit der größten Ungeduld jede Stunde, bis er so glücklich sein würde, seine Marie zum Altare zu führen.

Während dieser Zeit erhielt Marie mehrere Briefe von ihren Freunden aus Wien, von der Frau von Saalheim, von der Madame Sander und ihrer Tochter, so wie von dem alten Felsburg. Alle versicherten sie ihrer innigsten Zärtlichkeit, und der Letztere theilte ihr den Ausgang des Prozesses gegen die ehemalige Frau von Selmar mit: sie war zur lebenslänglichen Einsperrung verurtheilt worden.

Heinrich war täglich im Schlosse Reichenstein, wo er auch gewöhnlich zu Mittag speisete, und schon hatte er von seiner Geliebten die Erlaubniß erhalten, den Tag der Vermählung festsetzen zu dürfen, der natürlich nicht weit hinausgeschoben wurde. Diese Verabredung wurde bei Tische getroffen. Als die Tafel aufgehoben war, begaben sich die Damen in den Salon, während die Herren noch bei einem Glase Wein sitzen blieben; Marie aber bat die Gräfinn Rosalie um Erlaubniß, einen Spaziergang nach dem Dorfe machen zu dürfen.

Auf der Treppe begegnete Marie dem Baron Heinrich, welcher sie fragte, ob sie ausgehen wollte, da er sahe, daß sie einen Hut aufgesetzt hatte. Sie erröthete, und erwiederte, daß sie ein wenig frische Luft zu schöpfen wünsche, da sie sich etwas unwohl fühle. Voll Unruhe erwiederte Heinrich: „Wie sehr freue ich mich, dir begegnet zu sein, liebe Marie, da ich dich doch nun begleiten kann.“ Er nahm ihre Hand, um sie nach der Thür zu führen; aber sie zögerte, und sagte mit einiger Verlegenheit: „Ich komme bald wieder, lieber Heinrich; da ich meine Schule im Dorfe besuchen will, so wird dir dieß durchaus kein Vergnügen gewähren.“

— Alles, was dich betrifft, antwortete der Baron mißvergnügt, hat für mich stets das größte Interesse; aber ich sehe, daß du meine Begleitung nicht wünschest, und ich bleibe also hier, um mit Ungeduld die Minuten bis zu deiner Rückkehr zu zählen. —

„O, dann gehe ich nicht aus, Heinrich; denn ich möchte nicht Schuld daran sein, daß du nur einen Augenblick Langeweile hast. Ich

hatte wichtige Ursachen, allein zu gehen, und ich würde sie dir später entdeckt haben.

— Immer noch Geheimnisse, Marie! Aber, um dir zu beweisen, daß ich ein blindes Vertrauen zu dir habe, so bitte ich dich, deinem ersten Vorhaben zu folgen; vielleicht erlaubst du mir, dir entgegen zu gehen? —

„Sehr gern, erwiederte Marie lächelnd; in einer Stunde ungefähr hoffe ich, dich zu sehen."

— Adieu, liebe Marie, sagte Heinrich, nachdem er sie bis an das Gitterthor gebracht hatte; Adieu, auf Wiedersehen! —

Marie entfernte sich nur langsam vom Schlosse; sie war im Begriff, wieder umzukehren, und bei ihrem Geliebten zu bleiben; dann aber erinnerte sie sich ihres Vorhabens, und setzte ihren Weg fort. Als sie um die Ecke der großen Allee biegen wollte, drehte sie sich noch einmal um, und bemerkte, wie der Baron ihr nachsahe; sie gab ihm noch ein Zeichen, und verschwand.

Wie lang wird dem Verliebten eine Stunde, wenn er auf den Gegenstand seiner Zärtlichkeit warten soll! So erging es dem

ungeduldigen Heinrich, der wohl hundert Mal seine Uhr an's Ohr hielt, weil er glaubte, daß sie still gestanden sei. Endlich war die Stunde verflossen, und die Gräfinn Rosalie bat ihn lächelnd, Marien schnell zurückzubringen. Er versprach es und eilte nach dem Dorfe.

Jeder Augenblick verdoppelte seine Ungeduld, denn er sahe Marien immer noch nicht. Voller Unruhe lief er im Dorfe hin und her, und begab sich endlich nach der Schule, wo er erfuhr, daß sie noch nicht da gewesen sei; allenthalben erhielt er dieselbe Antwort. „Sie hat mich abermals getäuscht! dachte er; aber nein, sie liebt mich, ich kann nicht daran zweifeln. ... Sollte ihr ein Unglück zugestoßen sein? ..." Voller Angst kehrte er nach dem Schlosse zurück, aber hier hatte man Marien noch nicht gesehen. ... Welcher Ursache sollte er diese lange Abwesenheit zuschreiben? Er dachte an die Felsen und eilte dahin ... seine Einbildungskraft stellte ihm Marien vor, wie sie in den Armen jenes Unbekannten lag. ... „Also deßhalb, dachte er, wollte sie allein gehen! die Treulose!"

Voller Eifersucht kam er in den Felsen an, und untersuchte hier die geheimsten Schlupfwinkel, jede Höhlung; aber immer vergebens. Jetzt überstieg seine Angst alle Beschreibung, da er sich zu überzeugen anfing, daß ihr wirklich ein Unglück zugestoßen sein müsse. Er nahm seinen Rückweg durch das Dorf, ohne Marien zu begegnen, und hörte, daß sie heute nirgends gesehen worden sei. Voll Verzweiflung kehrte er zu den Felsen zurück, und rief laut Mariens Namen .... nur das Echo antwortete ihm. Endlich erblickte er zufällig auf der Landstraße, über welche er hinüberging, ein Armband von Perlen, dessen Schloß mit Brillanten besetzt war. In der Gewißheit, es an dem Arme seiner Geliebten gesehen zu haben, bedeckte er es mit Küssen. .... „Meine Marie ist auf diesem Wege gewesen! rief er aus; aber wie hat sie dieses Armband verlieren können? ....“ In der schrecklichsten Angst eilte er jetzt nach dem Schlosse, in den Salon, und sank hier erschöpft auf einen Stuhl zurück.

Alle sahen ihn voll Erstaunen an; während

seiner Abwesenheit waren auch der Graf Gustav und dessen Mutter im Schlosse angekommen. „Was fehlt Ihnen? Wo ist Marie?“ fragte man ihn voll Besorgniß.

Der Baron legte das Armband auf den Tisch, und sagte mit bebender Stimme: „Wissen Sie, wem dieses Armband gehört?“

— Es gehört Marien, rief Pauline, und sie hat es noch heute am Arme gehabt! —

Der Baron schlug sich vor die Stirn, und sank verzweiflungsvoll auf seinen Stuhl zurück. „O, lieber Baron, sagte der Graf Ferdinand voll Schrecken, machen Sie meiner Angst ein Ende; was ist Marien widerfahren?“

Heinrich erzählte, wie er sie allenthalben gesucht, und auf welche Weise er ihr Armband gefunden habe; er theilte hierauf seine Gedanken über diesen außerordentlichen Umstand mit. „Ja, rief er endlich aus; gewiß, man wird Marien mit Gewalt entführt haben.“

Die Gräfinn Rosalie und Pauline weinten bittere Thränen; Ferdinand ging außer sich im Zimmer auf und nieder. „Gott!

rief er aus, wird denn das Schicksal nicht endlich aufhören, mich zu verfolgen?“

Seine Gemahlinn näherte sich ihm, bat ihn, sich zu beruhigen, und rieth, auf Mittel zu denken, wie man der unglücklichen Marie auf die Spur kommen könne. „Alle Umstände beweisen, fuhr sie fort, daß dieses junge Mädchen das Opfer irgend einer Verrätherei geworden ist; wir müssen also eilen, ihr zu Hülfe zu kommen!“

— Dieser Rath ist eben so weise, als zärtlich, erwiederte der Graf, ihre Hand ergreifend; entschuldige meinen Schmerz über diese unerwartete Begebenheit. —

„O, rief jetzt die Gräfinn Lobethal aus, die bis dahin kaltblütig geschwiegen hatte; meine Tochter ist schon so sehr an Ihr außerordentliches Betragen in Betreff dieser Marie gewöhnt, daß sie sich gar nicht mehr darüber wundern kann. Uebrigens glaube ich, daß dieses Geschöpf wieder irgend eine Unvorsichtigkeit begangen hat, und wir werden sie bald voll Vergnügen über die Angst, die sie verursacht hat, zurückkehren sehen.“

— Und Ihre Worte, Frau Gräfinn, erwiederte Ferdinand, zeigen stets von so vieler Bosheit, daß ich mich ebenfalls nicht mehr darüber wundere. — Hiermit kehrte er ihr verächtlich den Rücken zu, und die alte Gräfinn schien wie zerschmettert von dieser harten Antwort.

„Ich denke wie meine Schwester, sagte der Graf Gustav; wir haben keinen Augenblick zu verlieren, wenn wir Mariens Räuber noch einholen wollen; und indem wir jeder einen andern Weg einschlagen, kommen wir ihr vielleicht auf die Spur."

— Ich eile nach Wien! rief Ferdinand; du und mein Sohn, ihr durchsucht unsere Umgegend, und der Baron Heinrich begleitet mich! —

Jedermann billigte diesen Plan. Heinrich eilte nach Hause, um sich mit Reisekleidern zu versehen, und nahm Abschied von seinem Vater, dem Mariens Unglück aufrichtig zu Herzen ging. Die Baroninn Cäcilie versicherte, daß sie ebenfalls an dem Kummer ihres Neffen Antheil nehme, gab aber zu verstehen, daß Marie wahrscheinlich freiwillig entflohen sei. Heinrich warf ihr einen zornigen Blick zu;

aber die Zeit war ihm zu kostbar, um sie mit Worten zu verlieren, und er kehrte daher augenblicklich nach Reichenstein zurück, wo er den Grafen Ferdinand ebenfalls schon reisefertig fand.

Die Gräfinn Rosalie drückte ihre zärtliche Besorgniß über die Folgen aus, die dieser Schreck und die plötzliche Abreise auf die Gesundheit ihres Gemahls haben könnte, und wünschte aufrichtig, ihn mit der Verlornen bald wieder zurückkehren zu sehen. Darauf trennten sich die Reisenden; Gustav und Robert kamen aber nach einigen Tagen, traurig über ihre vergeblichen Nachforschungen, nach dem Schlosse zurück.

Unterdessen setzten der Graf Ferdinand und der Baron Heinrich ihre Reise mit unglaublicher Schnelligkeit fort; allenthalben forschten sie unterweges nach Marien, sie erreichten aber Wien, ohne irgend etwas von ihr gehört zu haben. Heinrich war untröstlich, und meinte, daß diese Reise nach Wien durchaus ohne Nutzen sein würde, da man keinen Grund habe, zu vermuthen, daß Marie nach Wien gebracht worden sei. „Dennoch

ist es mir wahrscheinlich, erwiederte der Graf, daß einer ihrer Freunde in Wien sie entführt hat; vielleicht hat sich Herr Felsburg, der sich über ihre Abreise gar nicht trösten konnte, wie ich gehört habe, dieses Mittels bedient, um sie wiederzusehen."

— Nein, nein, Herr Graf, er ist über einen solchen Verdacht erhaben, sagte Heinrich. Vielleicht müssen wir auf den schändlichen Heilborn denken; aber sollte er auch Marien an's Ende der Welt führen, ich werde sie ihm schon zu entreißen wissen. —

Da die beiden Reisenden des Abends spät in Wien eintrafen, begaben sie sich erst am folgenden Morgen nach Schönbrunn, wo Herr und Frau von Saalheim über ihren unerwarteten Anblick erstaunten, und in die äußerste Betrübniß geriethen, als sie die Ursache ihrer Reise erfuhren. Der Graf fragte nach der Wohnung des alten Felsburg, indem er sagte, daß er alle Personen besuchen wolle, welche Marie hier kennen gelernt hatte.

„Ich weiß nicht, erwiederte Saalheim, wo sich Herr Felsburg in diesem Augenblick auf-

hält; denn er ist auf Reisen gegangen, um sich dadurch von dem Kummer über die Trennung von Ihrer Nichte einigermaßen zu zerstreuen."

— Dieser Umstand bestätigt meine Meinung! rief der Graf. Hat der Herr Felsburg hier noch mehrere Freunde oder Bekannte, bei denen ich vielleicht seinen jetzigen Aufenthalt erfahren könnte?

„Ich wüßte nur die Familie Sander zu nennen," antwortete Frau von Saalheim.

— Eilen wir dorthin, sagte der Graf zum Baron Heinrich; Sie sind ja in dieser Familie bekannt. —

„O ja!" erwiederte Heinrich traurig.

— Ach, besuchen Sie Madame Sander, fuhr die Frau von Saalheim fort. Sie ist Mariens innigste Freundinn, und hat eine solche Aehnlichkeit mit ihr, daß ich immer geglaubt habe, beide müßten von einer Familie sein. —

Diese Bemerkung vermehrte noch die Neugierde des Grafen, der schon so viel von dieser Dame hatte sprechen hören; überdieß bewog ihn noch eine andere Ursache, diese Familie

kennen zu lernen, da Robert ihm seine Liebe zu der jungen Luise gestanden hatte, und er sich zu überzeugen wünschte, ob sie seines Sohnes würdig sei.

Dreißigstes Kapitel.

Als der Wagen vor dem Landhause des Herrn Sander hielt, bat Ferdinand den Baron, dem Bedienten, der sie melden würde, nur seinen Namen zu nennen. Dieß geschah; man führte sie in einen Saal, und da Heinrich nur die Madame Sander sprechen zu wollen gesagt hatte, so erschien diese Dame bald darauf, und reichte dem Baron freundschaftlich die Hand. Der Graf sah sie voll Erstaunen an, denn ihre große Aehnlichkeit mit Marien überraschte ihn; dann aber eilte er auf sie zu, und rief: „Großer Gott! Täuschen mich meine Sinne nicht? Himmel! es ist Charlotte, es ist meine Schwester, deren Verlust ich schon seit so langer Zeit betrauerte!"

Madame Sander schrie vor Ueberraschung laut auf, und sank dann mit dem Worte: „Ferdinand!" an seine Brust.

Der Baron blickte beide abwechselnd voll Erstaunen an, und der Graf, welcher nun überzeugt war, daß er seine Schwester in seinen Armen habe, rief: „O Charlotte! Warum hast du dich so lange Zeit vor einem Bruder verborgen, der dich liebt, der für dich seine Ruhe und sein Glück aufgeopfert hat?“

— Theurer Ferdinand, schon oft hat mir mein Herz diesen Vorwurf gemacht, und nur um deinetwillen habe ich so viele Thränen geweint. Aber, lieber Bruder, du sprichst von einem Opfer? Solltest du unglücklich sein? Leider sehe ich nur Kummer und Traurigkeit in deinen Gesichtszügen! O, rede, sollte ich Schuld an dieser Veränderung sein? —

Sie sah ihn zärtlich an; er seufzte tief, und ließ seinen Kopf auf die Schulter seiner Schwester sinken. Der Baron, welcher bis jetzt ganz still geschwiegen hatte, rief plötzlich: „Aber so sagen Sie doch, gnädige Frau, da Sie wirklich die Gräfinn Charlotte sind, ist denn meine angebetete Marie nicht Ihre Tochter?“

— Ach, wie sehr habe ich diese Frage gefürchtet! sagte der Graf Ferdinand schmerz-

voll; aber es muß sich endlich Alles entdecken. Du hast ohne Zweifel von Mariens geheimnißvoller Geburt sprechen hören, liebe Charlotte, und daß man allgemein glaubt, sie sei deine Tochter? —

„Ja, lieber Bruder, und nicht ohne Erstaunen habe ich bemerkt, wie sehr sie uns beiden ähnlich ist. Aber obgleich ich für dieses liebenswürdige Kind die ganze Zärtlichkeit einer Mutter fühle, so betheure ich doch, daß sie nicht meine Tochter ist.“

— Gott! rief der Baron von Lindau lebhaft, von welchem neuen Geheimnisse ist Marie jetzt umgeben? Wer sind denn ihre Aeltern? Ach, wir suchen sie vergebens, wenn sie von denen, die Rechte auf sie haben, unserer Zärtlichkeit entrissen worden ist! — O, Marie, was soll aus mir werden, wenn ich dich nicht besitzen kann! —

Madame Sander fragte nach der Ursache dieser Ausrufungen des Barons, und als sie sie erfahren hatte, war sie in der größten Betrübniß. „Aber, Ferdinand, sagte sie, wem verdankt denn dieses junge Mädchen das Le-

ben? Ich fühle mich so sehr zu ihr hingezogen, daß ich überzeugt bin, sie gehört zu unserer Familie."

— Frage mich nicht, Charlotte, denn Alles, was Marien betrifft, ist ein Geheimniß. Sie wurde uns zugeführt, wir wissen nicht wie, und eben so haben wir sie verloren. Ich bin in diesem Augenblick zu bewegt, als daß ich mich näher erklären könnte; du aber, liebe Schwester, wirst mir ohne Zweifel deine Geschichte mittheilen können. Sage mir also, wie ich in der Madame Sander die Gräfinn Charlotte wiederfinde. —

„Ich habe Reichthum und Titel dem wahren Glücke aufgeopfert, lieber Bruder, und es noch keinen Augenblick bereut. Wäre ich dem Willen unseres Vaters gefolgt, so würde ich unendlich und auf immer unglücklich gewesen sein."

— O, wie süß ist es mir, zu hören, daß meine Schwester ihr Glück befestigt hat, indem sie sich mit dem Mann ihrer Liebe verband. Ich bin ungeduldig, Herrn Sander zu sehen und ihn als meinen Bruder zu begrüßen, da ich dir zu viel

Verstand und Zartgefühl zutraue, als daß ich deine Wahl nicht blindlings billigen sollte. —

„Mein Gemahl besitzt keinen Titel, aber alle Eigenschaften, die einen Mann von der edelsten Geburt zieren würden. Ich eile, dir ihn vorzustellen; er ist hier, und ich will ihn auf diese Zusammenkunft vorbereiten.“

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. „O, wie bewundernswürdig sind die Wege des Schicksals! rief der Graf; wer hätte glauben sollen, daß der Verlust unserer Marie mich zu meiner Schwester führen würde?“

— Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück, antwortete Heinrich. Aber ich! um wie viel mehr bin ich jetzt zu beklagen! Das Geheimniß, welches die Geburt meiner Marie umhüllt, ist nur noch undurchdringlicher geworden! Da ich sie für Ihre Nichte hielt, war ich glücklich, da ich sie im Schoße ihrer Familie sahe; aber jetzt! wo kann sie jetzt sein? —

„Sollte die Gewißheit, daß sie nicht meine Nichte ist, Ihrer Zärtlichkeit Eintrag thun? O, reden Sie frei, lieber Lindau; sind Sie noch bereit, sie zum Altare zu führen, wenn wir sie

wiederfinden, oder würden Sie diese Verbindung aufgeben, aus Furcht, daß ihre Geburt niedriger wäre, als die ihrige?"

— Weit entfernt sei von mir ein solcher Gedanke! O, daß ich sie nur erst wieder an mein Herz drücken könnte, wie wenig wollte ich mich um ihre Geburt bekümmern! —

„Es würde Sie auch nie gereuen, denn wenn wir sie jemals wiederfinden ...."

In diesem Augenblick trat Charlotte ein, und stellte ihrem Bruder ihren Gemahl vor. Der Graf sah sogleich in ihm einen Mann von der feinsten Bildung, und fühlte sich augenblicklich zu seinen Gunsten eingenommen, so daß er mit Vergnügen die Hand ergriff, die ihm jener mit dem liebenswürdigsten Wesen darreichte. „Ich fürchte sehr, Herr Graf, sagte er, Ihren Zorn erregt zu haben, daß ich Sie so lange Ihrer Schwester, und Ihre ganze Familie der schönsten Zierde beraubte. Aber ich rechne sehr auf Ihre Nachsicht, und bitte Sie, das Geschehene zu vergessen. Machen Sie unser Glück vollkommen, Herr Graf, indem Sie uns ihre Achtung und Freundschaft bewilligen."

— Ich fühle schon jetzt, daß es mir unmöglich sein würde, sie Ihnen zu versagen, erwiederte der Graf. Charlotte ist glücklich, wie ich sehe, und der Mann ihrer Wahl ist auf jeden Fall meiner Achtung werth. Lassen Sie uns also Brüder sein, nicht nur dem Worte, sondern auch der That nach. —

„O, wie lange habe ich nach diesem glücklichen Augenblick geseufzt! rief Charlotte, ihren Bruder und ihren Gemahl umarmend. Aber, Ferdinand! ... Ich zittere, dich danach zu fragen .... Wird auch mein Vater mir endlich verzeihen?“

— Beruhige dich, liebe Schwester, sein sehnlichster Wunsch ist, dich wiederzusehen, und dir zu verzeihen. —

„O, wie süß ist meinem Herzen diese Versicherung! Aber, Ferdinand, du bist ohne Zweifel ungeduldig, meine Geschichte zu erfahren? Sieh hier in meinem Manne meinen Retter! Du erinnerst dich gewiß noch, wie ich einst bei einer Spazierfahrt auf dem Rheine in den Fluß fiel? Er ist jener Fremde, dem wir Alle so sehr unsern Dank abzustatten wünschten.“

— Ich sehe, liebe Schwester, daß du in deinen Nachforschungen glücklicher gewesen bist, als ich; aber erlauben Sie mir jetzt, lieber Schwager, Ihnen meinen Dank abzustatten, und sein Sie überzeugt, daß ich es stets auf das Innigste bedauert habe, den großmüthigen Mann nicht kennen zu lernen, der meiner Schwester das Leben rettete. —

Sander empfing mit Bescheidenheit die Danksagungen des Grafen, und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Da Charlotte seinen Wunsch errieth, so erzählte sie ihrem Bruder ihre Geschichte.

Sander, der Sohn eines sehr wohlhabenden Mannes von guter Familie, hatte schon früh ein junges Mädchen, schön und sanft wie ein Engel, Namens Luise D. .... geheirathet; aber indem seine Gattinn einem Mädchen, eben jener liebenswürdigen jungen Luise, die wir schon kennen gelernt haben, das Leben gab, büßte sie das ihrige dabei ein. Sander war untröstlich, und in seiner Verzweiflung beschloß er, sich gänzlich von der Welt zurückzuziehen, um sich allein der Erziehung seiner

Tochter zu widmen. Er begab sich daher nach einem kleinen Gute, das er am Rheine besaß, und die Amme seiner kleinen Luise war hier seine einzige Gesellschaft; der Spaziergang an den Ufern des Flusses und in der Gegend umher seine einzige Erholung.

Da sein Häuschen von dem Schlosse Reichenstein nicht weit entfernt war, so hatte Sander häufig Gelegenheit, die junge Gräfinn Charlotte zu sehen, deren Reize bald den heftigsten Eindruck auf sein Herz machten. Er glaubte in ihrem schönen Gesichte die Züge seiner verstorbenen Gattinn, und in ihrem ganzen Wesen Alles wiederzufinden, was ihn an seiner geliebten Luise bezaubert hatte; aber sein Entschluß, die Welt zu fliehen, hinderte ihn, Charlotten anzureden, die er überdieß fast immer in Gesellschaft ihres Bruders oder ihrer Jugendgespielen fand.

An jenem Tage, wo die Familien Hochberg und Lobethal die Wasserfahrt unternahmen, welche Charlotten beinahe das Leben gekostet hätte, ging Sander wie gewöhnlich am Ufer des Flusses spazieren, und sahe, wie die junge

Gräfinn beim Landen des Fahrzeuges in's Wasser fiel. Sogleich sprang er hinzu, und war so glücklich, sie an's Ufer zu bringen, worauf er sich eilig wieder entfernte, theils um sich den Danksagungen der beiden Familien zu entziehen, theils auch um seine Gefühle nicht laut werden zu lassen, deren er kaum mehr Herr war. Unsere Leser werden sich dieser Umstände noch erinnern. Sein einsames Leben machte alle Nachforschungen des Grafen Ferdinand, den Retter seiner Schwester kennen zu lernen, vergeblich; aber nicht so war es mit Charlotten. Das Bild ihres großmüthigen Retters verfolgte sie unaufhörlich, und sie fand häufig Gelegenheit, allein am Ufer des Flusses spazieren zu gehen, wo sie ihn gesehen hatte.

Eines Tages begegnete sie daselbst einer Frau, die ein niedliches kleines Mädchen spazieren führte. Die Schönheit dieses Kindes fiel ihr auf, und sie fragte daher, wem das Kind gehöre. Die Frau suchte der Antwort auf diese Frage auszuweichen, als aber die Gräfinn Charlotte die Kleine in ihre Arme nahm, und sie fragte, wie sie heiße, antwortete das

Kind: „Luise Sander.“ Zufällig kam bald darauf Sander selbst hinzu, und die Kleine, als sie ihn erblickte, eilte ihm entgegen, indem sie ihn ihren Vater nannte.

Charlotte erröthete, erblaßte und zitterte, als sie den jungen Fremden vor sich sahe.

„Mein Retter! rief sie aus; ja Sie sind es, dem ich mein Leben zu verdanken habe!“ Sander konnte es nicht läugnen. „O, warum haben Sie Sich der Dankbarkeit einer Familie entzogen, fuhr sie fort, die so sehnlich wünscht, Sie kennen zu lernen?“

— Ich wünsche von allem Umgange entfernt zu leben, antwortete Sander. Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, in meine Hütte zu treten, so werde ich Sie von der Ursache unterrichten. —

Die Gräfinn Charlotte glaubte, daß er sie seiner Frau vorstellen würde, und nahm daher seine Einladung an. Aber in welche Verlegenheit gerieth sie hier, als er ihr sein trauriges Schicksal mittheilte, und als sie hörte, daß er Wittwer sei. Seine Jugend, seine Gestalt, sein ganzes Wesen machte den tiefsten Eindruck auf sie; doch sie verdankte ihm ihr

Leben, und eine allzu große Schüchternheit würde hier lächerlich gewesen sein. Sie bat ihn, ihn ihrer Familie vorstellen zu dürfen; indessen lehnte er diese Ehre ab, und beschwor sie, Niemanden seinen Aufenthalt zu entdecken, da er unbekannt zu bleiben wünsche.

Seit dieser Zeit begegnete die Gräfinn Charlotte sehr häufig dem jungen Sander auf ihren einsamen Spaziergängen; denn die Liebe leitete ihre beiderseitigen Schritte, und der Letztere gestand ihr bald seine Zärtlichkeit. Charlotte war nicht im Stande, ihm die Erwiederung seiner Empfindungen lange zu verbergen; sie kämpfte eine geraume Zeit mit der Liebe und der Pflicht, bis endlich die Strenge ihres Vaters sie veranlaßte, den Bitten Sanders nachzugeben, und sich heimlich mit ihm trauen zu lassen, um dadurch desto gewisser der Gefahr zu entgehen, sich mit dem Grafen Gustav von Lobethal vermählen zu müssen. Als ihr Vater sie in ihrem Zimmer einsperrte, führte dieß den Entschluß herbei, mit ihrem Gatten auf immer dem väterlichen Hause zu entfliehen, und es gelang ihr um so

leichter, als sie schon seit einiger Zeit ihr Kammermädchen zur Vertrauten gemacht hatte, die auch um ihre heimliche Ehe wußte.

Da Charlotte die Strenge ihres Vaters kannte, so hielt sie es für das Klügste, in der Welt nur unter dem Namen der Madame Sander aufzutreten. Hierdurch gelang es ihr, verborgen zu bleiben, und sie genoß ungestört das vollkommenste Glück eiuer zufriedenen Ehe. Obgleich ihre Familie sehr zahlreich wurde, so liebte sie doch die kleine Luise nicht weniger, als ihre eigenen Kinder, und sie that Alles, um ihren Verstand und ihr Herz eben so auszubilden, wie es der Natur gefallen hatte, sie mit allen weiblichen Reizen zu schmücken.

Man wird sich jetzt nicht mehr über das Erstaunen der Madame Sander wundern, als ihr Marie unter dem Titel einer Nichte des Grafen Ferdinand vorgestellt wurde. Der Anblick Roberts und Paulinens verursachte ihr ebenfalls ein großes Vergnügen; da aber die Gräfinn Rosalie sie sogleich erkannt haben würde, so vermied sie sorgfältig, mit ihr zusammenzutreffen. Mit großer Zufriedenheit

bemerkte sie die aufkeimende Neigung zwischen ihrem Neffen und Luisen, weil sie hoffte, daß ungeachtet aller Hindernisse dadurch eine Aussöhnung mit ihrer Familie herbeigeführt werden könnte; die größte Betrübniß empfand sie aber, als sie von der plötzlichen Abreise Mariens hörte, und daß ihr Bruder ihr so nahe gewesen war. Doch tröstete sie sich mit dem Gedanken, daß Robert seinem Versprechen getreu bleiben würde, und sie erwartete mit Ungeduld einen Brief von ihm, als die Ankunft ihres Bruders ihr ein Glück verschaffte, nach welchem sie schon so lange Zeit geseufzt hatte.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Der Graf Ferdinand sahe bald, daß er sich in seiner vortheilhaften Meinung von Luise Sander nicht getäuscht hatte, und da er bei ihr alle Reize und Tugenden fand, die er sich für die Gemahlinn seines Sohnes wünschen konnte, so hielt er bei ihrem Vater um ihre Hand für Robert an. Dieser fühlte sich dadurch sehr geschmeichelt, und in der Ueberzeugung, daß diese Verbindung die sehnlichsten

Wünsche Luisens erfüllen würde, willigte er ein. Zugleich wurde verabredet, daß Charlotte sich mit ihrer Familie binnen Kurzem nach Reichenstein begeben sollte, um ihren Vater und ihre Verwandten wiederzusehen.

Ungeachtet Ferdinand sich durch das Wiedersehen seiner geliebten und so lange betrauerten Schwester überaus glücklich fühlte, so sahe er sich doch immer noch von seinem übrigen Kummer belastet, und da er nicht die geringste Nachricht von Marien erhielt, so reisete er nach einiger Zeit, von dem unglücklichen Heinrich begleitet, nach Reichenstein zurück. Man erwartete hier ihre Ankunft durchaus nicht, da sie ungewiß war. „Ist Fräulein Marie wieder da?" fragte Heinrich einen Bedienten.

— Nein, Herr Baron! — war die Antwort.

Verzweiflungsvoll und schweigend begaben sich die beiden Reisenden in den Salon, wo sich die Gräfinn Rosalie befand, und bei ihrem Anblick einen lauten Schrei ausstieß. Sie fragte, ob sie Nachrichten von Marien hätten, und traurig über den schlechten Erfolg ihrer Reise, machte sie ihnen bekannt, daß auch Roberts

und Gustavs Nachforschungen vergeblich gewesen wären. Graf Ferdinand sank mit einem tiefen Seufzer auf einen Stuhl zurück, und der Baron, auch seiner letzten Hoffnung beraubt, bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht, um seine Thränen zu verbergen.

Als der Graf Ferdinand endlich um sich blickte, sah er die Gräfinn Lobethal und einen Herrn, dessen Gesichtszüge ihm nicht unbekannt waren, dessen er sich aber dennoch nicht mehr genau erinnern konnte. Rosalie bemerkte sein Erstaunen, und sagte sogleich mit einer etwas zitternden Stimme: „Verzeih, lieber Ferdinand, daß ich dir nicht sogleich einen Herrn vorstellte, der deine Rückkehr mit Ungeduld erwartet hat; der Herr Major von Barling wünscht dir seine Aufwartung zu machen.“

— Der Major von Barling! rief der Graf, rasch aufstehend; mein heftigster Feind in meinem Hause? —

„Nicht mehr Ihr Feind, antwortete der Major, ihm die Hand reichend; die Jahre und die Vernunft haben mich ruhiger gemacht! Das unglückliche Duell zwischen uns beiden

geschah durch meine Schuld; aber Sie blieben Sieger, Herr Graf; ich danke dem Himmel dafür, daß ich allein die Strafe für mein Unrecht leiden mußte.“

— O, erinnern Sie mich nicht an jene Begebenheit, welche die Quelle aller meiner Leiden geworden ist! rief der Graf. Dieses Duell führte mich dem Abgrunde des Elends zu. . . . O, Marie! Marie! Alles stellt sich jetzt meiner verwirrten Einbildungskraft wieder dar! —

„Beruhige dich, unterbrach ihn die Gräfinn; du sagst mehr, als es wohl dein Wille sein kann.“

— Ich bedaure, daß meine Gegenwart eine solche Wirkung auf Sie hervorbringt, sagte der Major. Ich glaubte im Gegentheil, Sie von einer großen Unruhe zu befreien, da Sie in dem Glauben stehen mußten, mich getödtet zu haben. Bloß um mich mit Ihnen zu versöhnen, bin ich hierher gereiset, und ich hoffe, daß Sie mir weder Ihre Verzeihung, noch Ihre Freundschaft versagen werden. —

Mit diesen Worten reichte er dem Grafen die Hand, der sie auch annahm, und erwie-

derte: „Entschuldigen Sie mein vorheriges Betragen, denn mein Verstand wer wirklich in einiger Verwirrung. Uebrigens müßte ich kein Zartgefühl besitzen, wenn ich Ihnen Ihr Verlangen abschlagen wollte; vielmehr habe ich auch meinerseits Sie um Verzeihung zu bitten, da ich fürchte, Ihnen schmerzliche Leiden verursacht zu haben."

— So lassen Sie denn alle Feindschaft zwischen uns schwinden, und uns Freunde sein, sagte der Major, ihm die Hand schüttelnd. Ich will mich jetzt entfernen, da meine Gegenwart in diesem Augenblick vielleicht lästig ist; wenn Sie aber erlauben, so werde ich meinen Besuch recht bald wiederholen. —

„Es wird mir sehr schmeichelhaft sein, und mein Haus soll Ihnen jederzeit offen stehen."

Der Major dankte und entfernte sich.

„Welch ein liebenswürdiger Mann ist dieser Major! sagte die Gräfinn Lobethal. Er hat so eben einen vollständigen Sieg über Sie davongetragen, Herr Sohn, und ungeachtet seiner Ausschweifungen ist er stets einer meiner Lieblinge gewesen."

— Das mag sein, Frau Gräfinn; aber ich habe jetzt keine Lust, mich über seine guten oder schlechten Eigenschaften zu unterhalten, sondern vielmehr meiner Familie sehr wichtige Dinge mitzutheilen. — Hierauf wandte sich Ferdinand an seine Gemahlinn, und bat sie, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen. Auch der Baron Heinrich entfernte sich, und kam verzweiflungsvoll in dem Schlosse seines Vaters an, der es sogleich seiner traurigen Miene ansahe, von welchem Erfolge die Reise gewesen war.

Heinrich warf einen Blick auf seine Tante, und glaubte auf ihren Lippen ein Lächeln zu bemerken; er erinnerte sich dabei sogleich des Schicksals der unglücklichen Amalie, und der Warnung, die ihm der Kapitän Sorgau in Absicht auf Marien gegeben hatte. Doch suchte er den Gedanken, daß seine Tante ihren Haß so weit treiben könnte, zu unterdrücken. Er erzählte hierauf von dem glücklichen Zufalle, wodurch die Gräfinn Charlotte wiedergefunden worden war, was ihm aber eine Menge Fragen in Hinsicht Mariens zuzog, und wo-

bei er endlich gezwungen war, zu sagen, daß sie nicht die Tochter der Gräfinn Charlotte sei, wie man bisher geglaubt hatte.

Bei dieser Nachricht schien die Baroninn Cäcilie zu triumphiren, und dankte dem Himmel, daß er ihren Neffen vor dem Unglück bewahrt hätte, sich mit einem Mädchen zu verbinden, dessen Geburt allem Anscheine nach so weit unter der seinigen war; sie drohete zugleich, das Schloß auf immer zu verlassen, wenn Heinrich sich noch erniedrigte, sie ferner aufzusuchen.

„Ich verachte Ihre Drohungen, so wie die Gesinnungen, die Sie so eben zu erkennen gegeben haben, und ich schwöre hiermit, daß Marie meine Gemahlinn werden wird, so bald wir sie wiederfinden, sollte sie auch die Tochter des ärmsten Bauers sein."

Die Baroninn wurde wüthend; indessen achtete Heinrich nicht darauf, und begab sich bald darauf in sein Zimmer, wo er sich mehrere Tage einschloß, und sich der finstersten Verzweiflung überließ. Die Hoffnung, Marien durch Zufall aufzufinden, führte ihn endlich zu dem Entschlusse, eine Reise zu machen, und

er führte dieses Vorhaben einige Tage später auch wirklich aus.

Unterdessen hatte Ferdinand seiner Gemahlinn mitgetheilt, auf welche Weise er die Gräfinn Charlotte wiedergefunden, und ungeachtet aller Vorsicht, die er dabei anwandte, als er auch seinen Vater von dieser glücklichen Begebenheit benachrichtigte, fiel der alte Graf dennoch fast bewußtlos in seine Arme. „O Gott! rief er aus, als er sich wieder einigermaßen erholt hatte; welche nie erwartete Wohlthat! Aber ... Ferdinand, was wollte denn jenes geheimnißvolle Wesen damit sagen, daß es erklärte, Marie sei meine Enkelinn?“

Voller Verlegenheit antwortete ihm Ferdinand, daß dieß nur eine Täuschung ihrer aufgeregten Phantasie gewesen sein könne, und bat ihn, nicht mehr daran zu denken. Da der alte Graf jetzt die Wahrheit zu vermuthen anfing, so drang er aus Schonung für seinen Sohn nicht weiter in ihn, und sprach nur immer von seiner Ungeduld, Charlotten wiederzusehen.

Jedermann war höchst überrascht durch die Nachricht, daß Marie nicht die Tochter der Grä-

finn Charlotte sei; nur die Gräfinn Rosalie wunderte sich nicht darüber, denn sie hatte nie diese Meinung mit den Uebrigen getheilt. Sie betrauerte aufrichtig den Verlust Mariens, und leistete dabei dem Grafen oft Gesellschaft; wenn dieser sich indessen seinem Schmerze zu sehr überließ, so suchte sie ihn zu zerstreuen, oder wenigstens durch Trost seinen Kummer zu lindern. Diese beständigen, zarten Aufmerksamkeiten Rosaliens machten einen großen Eindruck auf ihn, und bald überzeugte er sich, daß er bisher ungerecht gegen sie gewesen war; ja er suchte jetzt häufig selbst ihre Gesellschaft, und war öfters schon im Begriff, ihr sein ganzes Herz zu öffnen, ihr die Begebenheiten mitzutheilen, welche sein ganzes Leben vergiftet hatten; aber er mußte dann seine Schuld gestehen, und fühlte, daß er jetzt noch nicht Muth genug dazu habe.

Die häufigen Besuche des Majors von Barling verursachten dem Grafen einige Unruhe. Zwar behandelte er ihn stets mit Höflichkeit, aber er hatte ihn als einen zu großen Wüstling gekannt, als daß er an seine Rückkehr zur Tugend und Ehre hätte glauben können, und

sein Betragen gegen die Gräfinn Rosalie überschritt die Grenzen des Wohlstandes.

Diese blieb immer kalt und zurückhaltend gegen ihn; da indessen Ferdinand einmal Argwohn geschöpft hatte, so erschien ihm oft die geringste Kleinigkeit verdächtig. Er wußte, daß der Major Rosalien angebetet hatte, ehe sie noch seine Gemahlinn war, und fürchtete, er möchte es wagen, diese Gefühle immer noch für sie laut werden zu lassen. ... Die Zärtlichkeit, welche seine Gemahlinn jetzt gegen ihn zeigte, hatte also nur zum Zweck, ihre Liebe zu dem Major zu verbergen! ... Dieser Gedanke brachte ihn auf. Eifersüchtig auf seine Ehre, beschloß er, sie zu vertheidigen, und er wurde bald von seiner Gemahlinn unzertrennlich, die ihm täglich theurer ward.

So standen die Sachen, als Charlotte, von ihrem Gatten und ihren Kindern begleitet, in Reichenstein ankam. Mit welcher Freude sah Ferdinand seine Schwester in das väterliche Schloß zurückkehren! Die Gräfinn Rosalie theilte diese Freude, und das Wiedersehen dieser beiden Jugendfreundinnen war höchst rührend. Mit eben so großem Vergnügen empfingen

Robert und Pauline ihre Tante, und Charlotte, die jetzt ihrer Zärtlichkeit gegen sie keinen Zwang mehr anzulegen brauchte, konnte gar nicht aufhören, sie zu umarmen.

Nachdem der alte Graf Wilhelm von der Ankunft seiner Tochter benachrichtigt worden war, nahm Ferdinand die zitternde Hand seiner Schwester, und führte sie zu ihm. „Mein Vater! rief Charlotte, als sie sich in seinen Armen fühlte, können und wollen Sie mir verzeihen?“

— Ich, mein Kind, ich müßte dich um Verzeihung bitten, denn nur meine Härte hat dich zu deinen Schritten gezwungen. Lange haben Stolz und Ehrgeiz jedes andere Gefühl in mir zum Schweigen gebracht; endlich aber empfand ich, daß ich Vater bin, und nichts war von nun an meinem Herzen theurer, als meine Kinder. —

Charlottens Glück war unaussprechlich, und sie weinte einen Strom von Thränen der Freude; aber etwas fehlte ihr noch, und sie sprach den Namen ihres Gatten aus. Ihr Vater verstand sie, und wünschte auch ihn zu sehen. Ferdinand holte ihn herbei, und der

alte Graf empfing ihn mit Zärtlichkeit und verzieh ihm die Flucht seiner Tochter. Vor allen am glücklichsten aber schien Robert zu sein, der seine geliebte Luise wiedersahe. Jedermann billigte seine Wahl, und die beiden Liebenden hatten Hoffnung, ihre Wünsche bald gekrönt zu sehen.

Als der Graf Gustav die Ankunft Charlottens erfuhr, suchte er jede zärtliche Erinnerung von sich zu entfernen; bei ihrem Anblicke aber schlug sein Herz eben so heftig als ehemals. Indessen gehörte sie jetzt einem Andern an, und war Mutter; dieser Gedanke brachte ihn zu sich selbst zurück, und er sprach mit ihr, wie mit einer Freundinn, deren Verlust er lange Zeit betrauert hatte; in Herrn Sander sahe der großmüthige Gustav nicht einen Nebenbuhler, der ihm einst seine Geliebte entriß, sondern einen achtungswürdigen Freund und lieben Verwandten.

Mit der Hoffnung, Marien wiederzufinden, würde die Freude und Zufriedenheit der Bewohner des Schlosses vollkommen gewesen sein; aber ach! ganze Monate vergingen, ohne daß man die

geringste Nachricht von der Verlornen erhielt. Der unglückliche Heinrich kam nach einer fruchtlosen Reise zurück, und da er Marien nicht bei ihren Freunden fand, verfiel er in eine finstere Verzweiflung, von welcher nichts ihn zerstreuen konnte. Die Baroninn Cäcilie wollte ihn überreden, sich von Neuem an Paulinen zu wenden; aber er hörte sie nur mit Verachtung an, und schwur, daß nie eine Andere als Marie sein Herz und seine Hand besitzen würde.

Zwei und dreizigstes Kapitel.

Indem die Zuneigung des Grafen Ferdinand zu seiner Gemahlinn nach und nach immer größer wurde, fühlte er sich auch desto unglücklicher; denn er fürchtete, daß seine Ehre ein Opfer der Verführungskünste des Majors werden könnte. Indessen bemerkte er, wie kalt Rosalie gegen ihn war, und immer mehr überzeugte er sich, daß sie seiner ganzen Achtung und Liebe würdig sei, wie sehr er sie auch bis jetzt verkannt hatte.

Eines Abends war Ferdinand allein in seinem Zimmer, und dachte über die Veränderung in dem Betragen seiner Gemahlinn

nach. „Ja, rief er endlich, sie ist meines ganzen Vertrauens werth! Welche Linderung meiner Qualen würde es für mich sein, wenn ich ihr frei und offen die Ursachen derselben mittheilte! ... Aber wird sie auch Theil nehmen an meinen Leiden; mich beklagen? Müßte ich ihr nicht meine Verirrungen, meine Fehler gestehen? Vielleicht würde sie, anstatt Mitleiden mit mir zu haben, mich verdammen; ich würde ihre Achtung verlieren!“ ... Dieser Gedanke hielt ihn wieder von seinem Vorhaben zurück, ihr alle seine früheren Begebenheiten mitzutheilen. Noch lange blieb er unentschlossen; endlich nahm er sich aber dennoch vor, ihr Alles zu entdecken, und verließ sein Zimmer, um sich sogleich zu ihr in den Salon zu begeben. Die Thür stand halb offen, und er war im Begriff hineinzutreten, als ihn eine Stimme zurückhielt.

„Reizende Frau! sagte Jemand, warum wollen Sie immer noch gleichgültig gegen die Zärtlichkeit eines Mannes bleiben, der Sie anbetet, und dem kein Opfer zu groß ist, um sich Ihre Liebe zu verdienen? Die Ehre, selbst

das Leben sind nichts für mich, ohne Sie. — O, erhören Sie mich. ... Werfen Sie Sich dem Glück der Liebe in die Arme, da Sie einem Manne angehören, der nicht werth ist, so viel Schönheit zu besitzen, und der Sie durch seine Gleichgültigkeit beleidigt."

— Sie selbst beleidigen, beschimpfen mich! unterbrach ihn die Gräfinn Rosalie. Ich halte es schon für ein Verbrechen, Ihnen so lange zugehört zu haben; entfernen Sie Sich also augenblicklich, und wagen Sie es nie mehr, mir vor Augen zu kommen! —

Graf Ferdinand, welcher seinen gerechten Zorn nicht länger unterdrücken konnte, stürzte jetzt in den Salon, nahm den erschrockenen Major beim Arme, und forderte Genugthuung von ihm. Rosalie schrie laut auf, und eilte auf ihren Gemahl zu, den sie beschwor, sich zu beruhigen.

„Mich beruhigen, Frau Gräfinn, wenn von meiner Ehre die Rede ist? Nein, noch kann dieser Arm, Gott sei Dank, meinen Beleidiger bestrafen!"

— Einmal haben Sie mich schon besiegt,

erwiederte der Major, aber dieses Mal könnte das Glück mir günstig sein. Sie werden mich stets bereit finden, Ihnen auf den Kampfplatz zu folgen; denn eine schöne Frau verdient, daß man sich jeden Augenblick und allenthalben für sie schlägt. —

„Unverschämter! Verlassen Sie mein Schloß, und wagen Sie es nie mehr, einen Fuß hineinzusetzen! Ich werde Ihnen Zeit und Ort des Kampfes bekannt machen."

— Wie es Ihnen gefällt, Herr Graf, sagte der Major gleichgültig, während Rosalie ihren Gemahl von Neuem beschwur, sein Leben einer so verächtlichen Ursache wegen nicht auf's Spiel zu setzen. Ferdinand riß sich aber von ihr los, trat auf den Major zu, und befahl ihm voll Wuth, sich auf das Schnellste zu entfernen, wenn er nicht seine Bedienten herbeirufen sollte, um ihn hinauswerfen zu lassen.

Der Major zwang sich, ruhig zu scheinen; doch war er feige genug, das Schloß auf's Eiligste zu verlassen. Mit großen Schritten ging unterdessen Ferdinand im Zimmer auf und nieder, und warf seiner Gemahlinn zornige

Blicke zu. Sie hatte dem Verführer geantwortet, wie sie mußte; aber dennoch schien es dem Grafen, daß sie ihm einige Veranlassung gegeben haben möchte, um es zu wagen, mit ihr von Liebe zu sprechen. „Ich war weit entfernt, Rosalie, sagte er endlich, dir so viel Leichtsinn zuzutrauen. Was soll ich jetzt von dir denken?"

— Was du willst, antwortete sie ruhig. Wenn du von dem Elenden sprichst, der so eben hier war, so verachte ich ihn eben so sehr als du. Der Schein ist gegen mich, ich gestehe es, und es betrübt mich sehr, daß du Argwohn gegen mich hast. Indessen werde ich vielleicht einst den Augenblick segnen, der mich in deinen Augen verdächtig erscheinen ließ. —

„Wie so das, Rosalie?"

— Mein Betragen, das bisher ohne Zweifel die ganze Welt nicht tadeln konnte, erscheint jetzt zweideutig; aber das deinige ist mir immer so erschienen, und ich kann mich, Gott sei Dank, noch rechtfertigen, wenn du mich anhören willst. —

„Ja, ja! Ich will Alles hören, was du mir zu sagen hast. Fahre nur fort!"

— Zuerst antworte mir frei: Welches waren deine Bewegungsgründe, als du dich mit mir vermähltest? —

„Gehorsam gegen den Willen meines Vaters, dem ich alle meine Hoffnung auf Glückseligkeit aufopferte.“

— Ich danke dir für diese Offenherzigkeit. Ach, ich wußte es wohl, daß die Liebe dich nicht leitete! — Sie schwieg und zerfloß in Thränen.

Ferdinand wußte nicht, was er denken sollte.

„Wirst Du mir wohl mit derselben Offenherzigkeit antworten, sagte er, wenn ich dich frage, welcher Bewegungsgrund dich zu deiner Verbindung mit mir veranlaßte?“

— Die Liebe! antwortete sie. Mein Herz war von der reinsten und zärtlichsten Liebe für dich entflammt. Ja, Ferdinand, der Augenblick der Erklärung ist jetzt gekommen, und du kennst nun mein Geheimniß. Seit unserer Kindheit schon besitzest du meine Zuneigung, und nie ist ein Anderer im Stande gewesen, sie dir zu entreißen. Urtheile nun von meinem Elende, als ich bei unserer Vermählung sahe,

daß du mich nicht liebtest ... was sage ich? ... daß du eine Andere liebtest. .... Ach, wie könnte ich dir meine Qualen schildern, als ich mich hiervon überzeugte, als ich zur Belohnung meiner innigsten Zärtlichkeit von dir nur die Beweise der höchsten Gleichgültigkeit erhielt! —

„Wie! .... Täuschen mich meine Ohren nicht? ... unterbrach der Graf. O, warum hast du mir nicht früher dieses schöne Geständniß abgelegt! ... Ich sehe jetzt meinen Irrthum ein, Rosalie ... ich habe dir grausame Leiden verursacht! Wenn ich aber dadurch noch nicht deine Achtung verloren habe, so werde ich ohne Zweifel mein Unrecht noch wieder gut machen können."

— Ich will dir alle, auch die geheimsten Falten meines Herzens entdecken, und wenn du es dann noch deiner Liebe werth hältst, so wird es immer noch für dich, und nur allein für dich schlagen. Höre also, was ich dir noch zu sagen habe. —

„Fahre fort, ich bitte dich, Rosalie; ich will Alles von dir hören."

— Die größten Fehler, die ich je in meinem Leben begangen habe, kommen alle auf

Rechnung des Stolzes, den mir meine Mutter eingeflößt hat. Unter der Maske desselben verbarg ich meine wahren Empfindungen, und man hielt mich für unfähig, jemals Liebe zu empfinden; aber ach, ich nährte meine zärtlichen Gefühle im Stillen, und weder die Zeit, noch die Trennung konnten den Eindruck schwächen, den du auf mich gemacht hattest. Erinnere dich nun, mit welcher Kälte und Gleichgültigkeit du mich zum Altare führtest, und bedenke, was ich dabei leiden mochte. Jener fürchterliche Schrei in der Kirche machte mein Unglück vollkommen, und was mußte ich nicht erst empfinden, als man mir die unglückliche Marie vor Augen brachte! — Hast du einen Augenblick lang glauben können, daß ich über ihre Geburt in Zweifel war? Nein, die Wahrheit lag mir zu nahe, und ich dachte sogleich, daß sie deine Tochter sei. Jetzt kennst du meine Meinung, Ferdinand, und ich erwarte nun, aus deinem Munde die Wahrheit zu hören. —

„Ja, du sollst Alles erfahren, Rosalie. O, hätte ich je ahnen können, was du meinet-

wegen erlitten hast! Bis jetzt habe ich geglaubt, daß du der Liebe nicht fähig seist .... aber ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigt sich meiner, und du bist die Ursache davon! O, möchte dieser Kuß dir ein Pfand meiner Aufrichtigkeit sein! Sage mir, Rosalie, wie kann ich mein Unrecht gegen dich wieder gut machen?"

— Schon dieß allein, antwortete sie, mitten unter ihren Thränen lächelnd, läßt mich Alles vergessen, und die Versicherung deiner Liebe entschädigt mich für alle meine Leiden. Nur um eine Gunst bitte ich dich noch: schenke mir dein Vertrauen, und schaffe dir Linderung deines Kummers durch dessen Mittheilung! Glaube mir, daß ich nichts unversucht lassen werde, einen heilsamen Balsam in deine Wunden zu gießen! —

„Himmlisches Weib! rief der Graf; so höre mich denn an. Aber vielleicht wirst du mich dann hassen, mich verachten .... doch ich zögere nicht länger, und rechne auf deine Nachsicht."

— Fürchte nichts, lieber Ferdinand; eine traurige Erfahrung hat mir bewiesen, daß es

keinen Menschen giebt, der frei von Fehlern und Verirrungen wäre. —

Der Graf fing hierauf seine Erzählung an.

Drei und dreißigstes Kapitel.

„Auf jener Reise, liebe Rosalie, die dir damals so viel Unruhe verursachte, kam ich auch nach Wien, und traf dort mit dem Major von Barling zusammen, den ich in einem Duelle, wie du weißt, schwer verwundete; diese Begebenheit kann ich als den Anfang aller meiner Leiden ansehen. In der Meinung, ihn getödtet zu haben, ergriff ich eiligst die Flucht, als mir nach einigen Tagen ein neuer Unfall begegnete, indem ich, in Gedanken verloren, langsam auf der Landstraße einherritt, ohne auf mein Pferd Acht zu geben. Dieses Thier scheute sich vor einem großen Steine, welcher mitten im Wege lag, sprang plötzlich zur Seite und bäumte sich so, daß ich durch diese unerwartete Bewegung das Gleichgewicht verlor, vom Pferde herab, und so stark mit dem Kopfe gegen den Stein fiel, daß mir sogleich alle meine Sinne schwanden.“

„Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich, daß man mir die Schläfe rieb; ich schlug die Augen auf, und erblickte nun ein junges, reizendes Mädchen, das mich voller Theilnahme ansahe. Sie war die Schönheit selbst; ihre blauen Augen drückten nichts als Sanftmuth und Liebe aus, ihre blonden Locken fielen nachlässig auf ihren bezaubernden Nacken herab, ihr ganzes Wesen zeigte von Gesundheit und Unschuld; kurz, ich glaubte einen Engel vor mir zu sehen. Als ich mich nach und nach mehr erholte, erblickte ich auch ihren Vater, einen Mann im besten Alter und von angenehmem Aeußeren. Beide wetteiferten, mir alle mögliche Hülfe zu leisten, und als ich endlich im Stande war aufzustehen, ladete mich Herr Waller ein (dieß war sein Name), ihm in sein Haus zu folgen."

„Ich nahm sein Anerbieten an, und schweigend kamen wir nach seiner Wohnung, wo Alles von dem größten Geschmacke und von Wohlhabenheit zeugte. Ein Wundarzt, welcher sogleich herbeigeholt wurde, verband die übrigens unbedeutende Wunde; aber mein Herz hatte sogleich bei dem ersten Anblicke der schönen

Marie seine Freiheit verloren, und ihre Augen sagten mir, daß sie meine Gefühle erwiedere. Ach, sie wußte es wohl, daß es ihr nicht erlaubt war, mich zu lieben; denn ihr Vater hatte bereits einem Sohne seines verstorbenen Bruders ihre Hand zugesagt."

„Die reizende Marie war damals achtzehn Jahr alt, geistvoll, sanft und gefühlvoll; bei ihr vergaß ich Alles um mich her, und als ich in ihren Augen las, was in ihrem Herzen vorging, beschloß ich sogleich, sie zu besitzen, was auch daraus entstehen möchte. Da ich bald von meinem Falle gänzlich wieder hergestellt war, und nicht wußte, wie ich meinen Aufenthalt in Wallers Hause verlängern sollte, so bat ich ihn, mich auf einige Monate bei sich in Kost zu nehmen, unter dem Vorwande, daß die Luft der Umgegend meiner Gesundheit außerordentlich zuträglich sei. Er willigte mit Vergnügen ein, und ich blieb daher unter dem Namen Gleiberg, den ich schon seit dem Anfange meiner Flucht angenommen hatte, in seinem Hause."

„Von nun an hatte ich tausend Gelegen-

heiten, mit Marien allein zu sein; von unseren zärtlichen Blicken kam es bald zu einem gegenseitigen Geständniß, und ich hielt mich für den glücklichsten Mann auf der Erde. Aber jetzt rückte der Zeitpunkt immer näher, wo ihr Cousin, dem sie zur Gattinn bestimmt war, von einer Reise zurückkehren sollte, und es war festgesetzt, daß die Trauung unmittelbar darauf folgen würde. Marie ward jetzt allmählich nachdenkend und traurig; ihr Vater bemerkte ihren Zustand, und errieth auch die Ursache; aber er hatte einmal seinem Neffen sein Wort gegeben, und wollte nicht davon zurücktreten."

„Mariens Betrübniß ging auch auf mich über; ich glaubte indessen ein Mittel gefunden zu haben, unser beiderseitiges Glück zu befestigen, und machte ihr eines Tages den Vorschlag, mit mir zu fliehen, und meine Frau zu werden. — Und mein Vater? erwiederte sie; ich sollte ihn verlassen? Nein Ferdinand, wir müssen uns trennen. . . . Das Schicksal will es so, wir müssen! — Alle meine Vorstellungen blieben fruchtlos; die kindliche Zärt-

lichkeit trug dießmal über die Liebe den Sieg davon; aber einige Tage später kam ein Schreiben von Mariens Bräutigam an, daß er am folgenden Morgen eintreffen würde, und dieß entschied Mariens Schicksal."

„Der gute Waller, dem unsere beiderseitige Traurigkeit nahe ging, hoffte durch schleunige Trennung unsere Ruhe wieder herzustellen, und er sagte mir daher, mit der möglichster Schonung, daß er seinen Neffen in seinem Hause aufzunehmen wünsche, was aber nur geschehen könne, wenn ich ihm das Zimmer, welches ich inne hätte, abträte. Dieser Abschied, den er mir gab, beleidigte mich einigermaßen, und ich versicherte ihn daher, daß ich am folgenden Morgen sein Haus verlassen würde. Innerlich beschloß ich aber, mich ohne Marien nicht zu entfernen, und dießmal fanden meine Bitten bei ihr Gehör. Der Gedanke an meine plötzliche Abreise, und daß sie mich auf immer verlieren würde, ließ sie Alles vergessen; sie schwor mir zu folgen, und ich sandte sogleich meinen Bedienten nach der nächsten Stadt, um eine Postchaise herbeizu-

holen. Noch ehe der Tag anbrach, verließ Marie mit mir das Haus ihres Vaters."

„Nach vielen Umwegen, um uns allen Nachforschungen zu entziehen, führte ich Marien nach München, wo ich mich heimlich mit ihr trauen ließ. Ach, ich sahe es vorher, daß mein Vater nie in diese Verbindung willigen würde; ich verbarg Marien daher immer noch meinen wahren Stand, und ließ mich unter dem Namen Gleiberg mit ihr trauen; die Unglückliche wußte nicht, daß die Gesetze unsere Heirath ungültig machten! ... Sie fühlte sich unaussprechlich glücklich in meinem Besitze, und nichts störte eine Zeit lang unsere Zufriedenheit."

„Endlich ging meine Baarschaft zu Ende, und mein Vater, der schon über meine lange Abwesenheit zornig war, schrieb mir, daß er mir kein Geld mehr zukommen lassen würde, und daß ich augenblicklich zurückkehren sollte, um mein gegebenes Wort, mich mit dir, Rosalie, zu verbinden, in Erfüllung zu bringen. O, wie schrecklich war jetzt mein Erwachen aus den süßen Träumen, in die ich mich ein-

gewiegt hatte! .... Welche Partie sollte ich jetzt ergreifen? .... Ich war außer mir vor Verzweiflung! Marie bemerkte meine Betrübniß, und beschwor mich, ihr die Ursache davon zu entdecken. Allein vergebens; ich hatte noch nicht Kraft genug, mich ihr in meiner Blöße zu zeigen."

„Eines Tages, als ich den Brief meines Vaters wieder überlesen hatte, ging ich eilig aus, um mich zu zerstreuen, ließ aber den Brief auf den Boden fallen, ohne es zu bemerken. Bald darauf trat Marie in mein Zimmer, sah den Brief, und die Adresse an den Grafen von Hochberg überraschte sie. Sie las den Inhalt, der sie sogleich mit tausend Besorgnissen erfüllte, und ich fand sie bei meiner Rückkehr in der höchsten Unruhe; ich suchte sie indessen dadurch zu beruhigen, daß ich ihr sagte, der Brief gehöre einem meiner Freunde, der sich jetzt ebenfalls in München aufhielte, und mich über seinen Inhalt um Rath gefragt hätte."

„Für dieses Mal kehrte noch die Ruhe in Mariens Herz zurück, aber nur zu bald ging

ihr auch die letzte Hoffnung verloren. Auf einem Spaziergange, den wir eines Abends machten, begegnete mir der Banquier, bei welchem ich früher meine Gelder erhob, und redete mich an, indem er mich bei meinem wahren Namen nannte. Voller Schrecken, als sie die Worte: „Graf von Hochberg" hörte, sahe mich Marie an, und bemerkte meine Verlegenheit. Sie suchte sich zu zwingen, bis der Banquier uns verlassen hatte; dann aber brach sie in einen Strom von Thränen aus, und als ich mit ihr nach Hause kam, fiel sie ohnmächtig in meine Arme. Jetzt konnte ich ihr die Wahrheit nicht länger verhehlen; ich sah mich gezwungen, selbst den Dolch in das Herz meiner Gattinn zu stoßen, indem ich ihr ihre und meine Lage in ihrem ganzen schrecklichen Umfange schilderte."

„Mariens Verzweiflung war unbeschreiblich; allmählich aber schien sie ruhiger zu werden, und gegen Abend des folgenden Tages ging ich aus, um mich selbst ein wenig zu zerstreuen. Da es schon ziemlich spät war, als ich nach Hause zurückkam, so fragte ich das

Kammermädchen Mariens, ob ihre Gebieterinn schon zu Bett gegangen sei. Diese Frage schien sie in Verlegenheit zu setzen; endlich aber antwortete sie, daß meine Frau vor einigen Stunden in einem Miethswagen weggefahren sei, auch nicht gesagt habe, wann sie zurückkommen würde."

„Ein eiskaltes Beben überlief mich in diesem Augenblick; doch wollte ich mich in Gegenwart der Dienerschaft nicht verrathen, und eilte daher in mein Zimmer, wo mein erster Blick sogleich auf ein versiegeltes Schreiben fiel. Zitternd erbrach ich es ... welcher Schrekken für mich! ... Marie nahm darin auf ewig von mir Abschied, um mich, wie sie sagte, vor ferneren Vergehungen und vor größerer Schande zu bewahren! ... Gott! welcher Schlag für mich! .... Ich verfluchte mich und mein Schicksal; aber ich beschloß, Marien nachzueilen, meinem Vater meine Heirath zu gestehen, und allen Hindernissen Trotz zu bieten, um mir mein theures Weib zu erhalten."

„Alle meine Nachforschungen nach Marien blieben indessen vergebens. Ich eilte nach dem

Dorfe, in welchem ihr Vater wohnte, aber dieser hatte unterdessen sein Haus auf immer verlassen, und Niemand konnte mir weder von ihm, noch von seiner Tochter eine Spur angeben. Jetzt glaubte ich, daß Marie vielleicht in ihrer Verzweiflung ihrem Leben selbst ein Ende gemacht hätte ..... welch' ein schrecklicher Gedanke für mich! Zu jener Zeit erhielt ich den letzten Brief von meinem Vater, und sah mich endlich gezwungen, mit zerrissenem Herzen zu ihm zurückzukehren."

Der Graf schilderte nun seiner Gemahlinn, mit welchen Gefühlen er sie unter diesen Umständen zum Altare führte, und welchen neuen Schrecken ihm der Anblick der unschuldigen Waise, so wie das bei derselben befindliche Schreiben, an ihrem Vermählungstage verursacht hätte. Er gestand, wie er selbst überzeugt sei, daß die junge Marie ihm angehöre, erzählte dann, welche Umstände die Vermuthung begründeten, daß ihre unglückliche Mutter noch lebte, und verhehlte auch die Scene in der Gallerie des Schlosses nicht, die ihm einen so großen Schrecken verursacht hatte.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Nachdem der Graf seine Erzählung geendigt hatte, sagte Rosalie mit thränenden Augen: „O, Ferdinand, warum hast du so lange geschwiegen? In welchen Abgrund hast du uns Alle gestürzt! Unglückliche Marie! nur allzu lange habe ich dich schon deiner Rechte beraubt, und dennoch bin ich fast eben so sehr zu beklagen als du! Du hast sie geheirathet, Ferdinand; was bin ich denn nun?"

— Meine Frau! erwiederte er fest. Du hast nichts zu fürchten; du bist mein, und ich danke dem Himmel dafür, da ich überzeugt bin, daß dir meine Reue genügt, und daß du mich in meinem Kummer trösten wirst. —

„Ja, Ferdinand, ich will Alles thun, um deine Schmerzen zu lindern; aber du verstehst mich nicht recht, wenn du glaubst, daß ich nur für mich allein fürchte, und du sollst sehen, daß mein Herz auch an dem Unglück einer Anderen Theil nehmen kann. Aber wir sind jetzt beide zu heftig bewegt, um diese Unterhaltung noch fortzusetzen, und es ist schon spät.

Morgen früh sollst du meine Meinung über den wichtigen Gegenstand, den du mir mitgetheilt hast, erfahren."

Nachdem der Graf seine Gemahlinn zärtlich umarmt hatte, begab er sich in sein Zimmer; aber er konnte nicht schlafen, denn die Zukunft beunruhigte ihn. „Ach, rief er aus, könnte ich jetzt meine Tochter, meine Marie, in die Arme schließen, ich würde die Glückseligkeit noch kennen lernen!" Schon fühlte er indessen, wie wohlthätig die Mittheilung des Kummers für ein leidendes Herz ist.

Am andern Morgen saß der Graf in seinem Bibliothekzimmer, wo er seine Gemahlinn erwartete, als ein Bedienter ihm einen Herrn meldete, der ihn zu sprechen wünschte.

„Ich habe heute keine Zeit; sag' ihm daher, daß ich ihn ein ander Mal sprechen werde; hat er seinen Namen genannt?"

— Er heißt Felsburg, Herr Graf. —

„Felsburg? Laß ihn eintreten."

Jetzt öffnete sich eine Thür, und die Gräfinn Rosalie erschien; in demselben Augenblick

trat der alte Felsburg durch die Thür, welche nach dem Vorzimmer führte, ein.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie störe, Herr Graf, sagte der ehrwürdige Greis; aber die Sache, welche mich zu Ihnen führt, ist von der größten Wichtigkeit.“ Er schwieg, und sah den Grafen starr an. „Allmächtiger Gott! rief er dann aus; täuschen mich meine Augen nicht? Nein! die ewige Vorsehung hat mich endlich den Störer meiner Ruhe finden lassen! Rede, Verräther! ... Hast du nicht mein Kind betrogen? ... Hast du nicht meine Marie verführt?“

Ferdinand stand einen Augenblick unbeweglich, und stieß dann einen tiefen Seufzer aus. „Ja, erwiederte er, ich bin dieser Abscheuliche; aber wie kommt es, daß ich in dem Herrn Felsburg Herrn Waller wiedersehe, den Vater derjenigen, die ich so schrecklich hintergangen habe?“

— Gott! er gesteht es ein, daß er meine Tochter betrogen hat! Sag mir, Unglücklicher, was aus ihr geworden ist, und gieb sie meiner Zärtlichkeit zurück! Obgleich ich jetzt in Herrn

Gleiberg den reichen und mächtigen Grafen Hochberg wiederfinde, so soll mich dieß dennoch nicht abhalten, ihn meiner Rache zu opfern. Gieb mir mein Kind wieder, oder fürchte meine Wuth! —

„Ach! ich bin es nicht im Stande; ihr Schicksal ist mir unbekannt!“

— Also auch verlassen hast du sie? ... Gerechter Gott! und dieser schändliche Verführer ist durch deinen Zorn noch nicht bestraft worden? O, möchte der Fluch eines Vaters ... —

„Halten Sie ein! schrie die Gräfinn Rosalie, welche zwischen beide trat; fluchen Sie ihm nicht, ich flehe Sie für meinen Gatten darum an! Auf meinen Knien, welche sich noch nie vor einem Sterblichen beugten, bitte ich Sie, meinem Gatten zu verzeihen! Er ist schuldig, aber er hat durch die bitterste Reue seine Vergehungen gebüßt. Noch täglich muß er dafür leiden.... Sehen Sie, wie er wankt! Er sinkt. ... O, schonen Sie seiner!“

— Engel von Weib! rief der Graf, seinen Kopf auf die Schulter Rosaliens stützend;

kannst du dich meinetwegen so demüthigen? O, stehe auf, ich bitte dich! —

„Nein, ich bleibe auf meinen Knien, bis ich Ihre Verzeihung erhalten habe.“

— Sie wissen nicht, warum Sie bitten, antwortete Felsburg; aber stehen Sie auf, ich werde den Fluch nicht aussprechen. Ohne Zweifel wissen Sie nicht, daß er mich meiner Tochter, der Hoffnung, des Glücks meines Lebens beraubt hat; daß vielleicht meine Marie nicht mehr am Leben ist. .... —

„O gewiß, sie lebt noch! erwiederte die Gräfinn; ich bin überzeugt davon. Ich weiß, welches Unrecht mein Mann ihr zugefügt hat, aber es soll bald wieder gut gemacht werden. Ihre Tochter war seine rechtmäßige Gattinn, und ich habe ihr bisher ihre Rechte entzogen. Als ich den Grafen Ferdinand heirathete, gehörte ihm mein Herz an, und ich gestehe im Angesicht des Himmels, daß er noch jetzt mein Theuerstes auf Erden ist. ... Marie selbst könnte ihn nicht zärtlicher lieben! dennoch bin ich entschlossen, mich zu Gunsten Ihrer Toch-

ter von ihm zu trennen. ... O, möchte dieses Opfer Sie bewegen, ihm zu verzeihen!"

— Edles, großmüthiges Weib! rief der Graf, sie in seine Arme schließend; nie soll ein solches Opfer Statt finden, das selbst Mariens Vater nicht von dir verlangen kann! —

Der alte Felsburg sank in heftiger Bewegung auf einen Stuhl nieder. „Nur die Gräfinn Hochberg, sagte er, kann sich zu einer solchen Aufopferung entschließen; sie allein ist einer solchen Großmuth fähig! Doch wird sie nicht glauben, daß ich jemals darein willigen könnte."

— Ihre Tochter, mein Herr, brachte für mich ein ähnliches Opfer; sollte ich weniger großmüthig sein, als sie? Nein, lassen Sie mir den Ruhm, mich ohne Murren den Gesetzen der Ehre und Gerechtigkeit zu unterwerfen. —

„Die Strafe meines Verbrechens sollte also auf dich zurückfallen? sagte der Graf. Nein, niemals, niemals! Ich allein muß leiden, mich allein muß die Rache eines beleidigten Vaters treffen."

Nein, nein! unterbrach Felsburg; die edlen Gesinnungen lehren mich, was ich zu thun

habe. Marie war Ihre rechtmäßige Gattinn, wie sie sagte. Diese Versicherung erleichtert mein kummervolles Herz, und rechtfertigt meine Tochter. Möchte sie meinem Alter zurückgegeben werden! Könnte ich sie an mein Herz drücken, und ich würde Alles vergessen!

Der Graf seufzte tief; er unterrichtete den alten Felsburg von dem ungewissen Schicksal seiner Tochter, und von seinen vergeblichen Anstrengungen, sie wiederzufinden.

„Gott! rief dieser zärtliche Vater aus; wo hat sich meine unglückliche Tochter so lange verbergen können? ... Aber Herr Graf, ich habe noch eine andere Forderung an Sie zu machen; mein Zweck, als ich hierher kam, war, noch eine andere Marie von Ihnen zurückzufordern, die Sie für Ihre Nichte ausgeben, und die ohne Zweifel meine Enkelinn ist.“

— Ja, sie ist Ihre Enkelinn, erwiederte der Graf, und der Himmel ist mein Zeuge, daß ich sie als meine Tochter anerkennen würde, wenn er sie je unserer Zärtlichkeit wieder giebt. —

„Es ist also unbekannt, was aus ihr gewor-

den ist? unterbrach Felsburg. O Gott, wie soll ich dieses Unglück ertragen .... meine Tochter und ihr Kind sind beide meiner Liebe entrissen! Aber sehen Sie dieses Gemälde, fuhr er fort, ein Medaillon aus seinem Busen ziehend; erkennen Sie das Original wieder?"

— Ach, es ist das Engelsgesicht Ihrer Tochter! rief der Graf heftig bewegt. Sieh, Rosalie, dieß war Marie, ehe meine Grausamkeit sie in's Elend stürzte! —

„Wie schön muß sie gewesen sein! rief die Gräfinn aus. Ach, warum mußte das Schicksal sie so verfolgen!"

— Haben Sie je dieses Gemälde Ihrer Tochter Marie gezeigt? fragte Felsburg den Grafen.

„Nein, ich selbst sehe es jetzt zum ersten Male. Marie weiß nichts von dem Geheimniß ihrer Geburt, so wenig, als daß ihre Mutter noch lebt."

— Sie irren Sich, fuhr der Greis fort. Dieses Gemälde hat Marien angehört; sie hat es bei ihrer schnellen Abreise von der Frau von Saalsheim in ihrem Zimmer vergessen, und es ist erst nach langer Zeit dort gefunden worden. —

„Ich erstaune! dann muß Marie ihre Mutter gekannt haben; wie sollte sonst dieses Gemälde in ihre Hände gekommen sein!“

— Ganz gewiß hat Marie Zusammenkünfte mit ihrer Mutter gehabt, unterbrach die Gräfinn Rosalie. Mehrere ihrer früheren Handlungen erschienen mir so geheimnißvoll, und Alles überzeugt mich jetzt davon, daß dieses liebenswürdige Mädchen aus kindlicher Liebe so manches Unrecht von meiner Seite erduldet hat. Mit welchem Edelmuth ertrug sie unseren Verdacht, um die Unglückliche nicht zu verrathen, die ihr das Leben gegeben hat! Vielleicht ist sie in diesem Augenblick bei ihrer Mutter, um sie durch ihre Sorgfalt zu pflegen. —

Der Graf Ferdinand war der Meinung seiner Gemahlinn, die übrigens bei ihrem Entschlusse beharrte, ihre Rechte der unglücklichen Marie Waller abzutreten, wenn man sie je wiederfinden würde. So groß indessen auch des Grafen Zärtlichkeit für die Letztere gewesen sein mochte, so bebte er doch bei dem Gedanken an diese Aufopferung, und er

nahm sich daher vor, von nun an Alles anzuwenden, um Rosalien zu gefallen. Eben so edel, wie seine großmüthige Gattinn, führte er sie und den alten Felsburg in das Zimmer seines Vaters, wo er auch die übrige Familie versammelte, und nun öffentlich erklärte, daß Marie seine Tochter sei.

Charlotte und ihr Gemahl erstaunten, ihren alten Freund bei dieser Gelegenheit wiederzusehen, der nun auch erklärte, wie er zu dem Namen Felsburg gekommen sei. Er hatte sich nämlich, als er nach der Flucht seiner Tochter sein Haus verließ, zu einem Verwandten Namens Felsburg begeben, der keine Kinder, aber einen großen Reichthum besaß. Dieser setzte ihn, unter der Bedingung, daß er seinen Namen annehmen sollte, zum Erben ein, und als derselbe bald darauf starb, sah er sich plötzlich in dem Besitz eines ungeheuren Vermögens, das er nun dazu benutzte, den Armen und Unglücklichen Trost und Hülfe zu leisten.

Als die alte Gräfinn Lobethal erfuhr, was auf dem Schlosse Reichenstein vorgegangen

war, gerieth sie in den höchsten Zorn; sie sah indessen bald, daß sie allen Einfluß auf ihre Tochter verloren hatte, und ergriff daher die klügste Partie, nämlich zu schweigen. Nur bei ihrer Freundinn, der Baroninn Cäcilie, fand sie Gelegenheit, sich deßhalb zu entschädigen, und beide ließen ihren Schmähungen gegen den Grafen Ferdinand freien Lauf.

Der Baron Heinrich erfuhr ebenfalls die Begebenheit, die sich in Reichenstein zugetragen hatte, und seine Freude war unaussprechlich, als er die Gewißheit bekam, daß seine Marie die Tochter des Grafen sei. Doch wurde sein Entzücken bald wieder durch die schreckliche Vorstellung gemäßigt, daß er sie nie wiedersehen würde, und er überließ sich von Neuem dem Kummer, der ihn verzehrte. Die allgemeine Meinung, daß Marie bei ihrer Mutter sei, theilte er nicht, und die Scene in den Felsen stand unaufhörlich vor seiner Einbildungskraft. Lange Zeit hatte er sich mit dem Gedanken geschmeichelt, daß es ihr Vater gewesen sei, den sie dort so zärtlich umarmte; aber konnte er sich jetzt noch damit

trösten, da es nicht der Graf Ferdinand gewesen war, den er dort gesehen hatte? Der unglückliche Heinrich verlor sich in Muthmaßungen über jene außerordentliche Scene; doch entdeckte er, um Marien nicht zu verrathen, Niemanden diese zweite Ursache seines Kummers.

Die oben erzählten Begebenheiten waren mit einer solchen Schnelligkeit auf einander gefolgt, daß der Graf Ferdinand dabei den Major von Barling gänzlich vergessen hatte. Dann aber erinnerte er sich, daß derselbe für seine Verwegenheit noch nicht bestraft sei, und er beschloß daher, ihn aufzusuchen. Rosalie durchblickte seine Absicht, und war während seiner Abwesenheit in der höchsten Unruhe; doch kam Ferdinand bald wieder zurück, da der Major, eben so feige als verbrecherisch, sich davon gemacht hatte.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Der Baron genoß nur einigen Trost, wenn er sich in der Familie seiner Marie befand, und kam daher fast täglich nach dem Schlosse Reichenstein. Gegen den alten Felsburg, den

er immer höher achten lernte, bezeigte er die größte Aufmerksamkeit, und dieser würdige Greis, der sich immer mehr von den Verdiensten des jungen Barons überzeugte, fühlte eine innige Freundschaft für ihn. Beide beklagten sich gegenseitig über das unglückliche Schicksal, das sie verfolgte.

Eines Abends, als die ganze Familie im Salon versammelt war, hörte man plötzlich einen heftigen Schlag gegen die Thür des Hausflurs. .... Jedermann erschrak und horchte. Es kam Jemand mit schnellen Schritten die Treppe herauf; die Thür öffnete sich, und ein weibliches Wesen, blaß und zitternd, stürzte in's Zimmer; ihr langes, schönes Haar hing in Unordnung über ihrem Gesicht herab, und verbarg es .... dennoch erkannte Jedermann sogleich — Marien! Sie schien die übrigen Personen im Salon gar nicht zu bemerken, eilte nur auf den Grafen Ferdinand zu, stürzte zu seinen Füßen nieder, sprach mit halb erloschener Stimme die Worte aus: „Ach, meine Mutter!“ und verlor dann ihr Bewußtsein. —

„Gott! was ist ihr widerfahren? rief der Graf, Marien aufhebend, und sie an sein Herz drückend. Aber sie hört mich nicht! Marie! meine Tochter! O, kehre in's Leben zurück, oder ich sterbe vor Besorgniß und Schmerz!"

Der alte Felsburg ergriff die eiskalte Hand seiner Enkelinn, küßte sie, und fiel auf ein Knie nieder, dem Himmel zu danken. Der Baron Heinrich war außer sich. Er wußte nicht mehr, was er that, was er sagte. .... Er eilte auf seine Geliebte zu, entriß sie den Armen des Grafen, drückte sie an sein Herz, und sprach mit ihr, wie wenn sie ihn verstehen könnte.

Jedermann war um Marien beschäftigt, sie in's Leben zurückzubringen; nur die Gräfinn Rosalie blieb unbeweglich; ihr Muth wurde jetzt auf eine harte Probe gestellt. Marie hatte von ihrer Mutter gesprochen: ohne Zweifel würde sie bald wiedergefunden werden, und dann war ihr Gemahl auf immer für sie verloren. Die Vorstellung, daß ihr Opfer jetzt erfüllt werden sollte, machte sie gleichgültig gegen Alles, was um sie her vorging.

Marie kam endlich in's Leben zurück, und die allgemeine Freude weckte jetzt die Gräfinn aus ihrer Unbeweglichkeit. Sie stand auf, eilte auf Marien zu, umarmte sie zärtlich und benetzte ihr Gesicht mit Thränen. Marie öffnete die Augen.

„O, meine theure Wohlthäterinn, sagte sie mit schwacher Stimme, bin ich die Urheberinn Ihrer Thränen? Ach, ich habe viel gelitten, aber es ist jetzt nicht der Augenblick dazu, es Ihnen zu erzählen ... Meine Mutter ist dem Tode nahe ... in einem solchen Augenblicke ist jede Verheimlichung unmöglich ... erfahren Sie denn, daß ich gekommen bin, meinen Vater herbeizuholen, und ihn zu bitten, daß er mir folge."

— Marie, meine Tochter! rief der Graf, empfange jetzt endlich den Kuß deines Vaters. Jedermann weiß hier bereits, welche Bande uns an einander fesseln; ich habe dich als meine Tochter anerkannt, du hast also nichts zu fürchten! —

Indem Marie um sich her blickte, begegnete sie den Augen des alten Felsburg. „Ma-

rie, sagte der Greis, spricht die Natur nicht zu deinem Herzen; lehrt sie dich nicht, in die Arme des Vaters deiner Mutter zu eilen? O führe mich, ich bitte dich, zu meiner Tochter!"

— Gerechter Gott, rief Marie, auf ihn zugehend, meine Mutter sieht also der Erfüllung aller ihrer Wünsche entgegen, ehe sie noch ihren Leiden unterliegen wird! ... O, kommen Sie, eilen Sie, denn ich fürchte, daß ein längerer Aufenthalt ... —

Heinrich ließ sie nicht ausreden. „Marie, sagte er, verbietet dir die kindliche Liebe jedes andere Gefühl, und hast du keinen Blick für den, der nur allein für dich noch lebt?"

— Ach, Heinrich, glaube mir, daß ich dich sogleich gesehen habe, und daß dein Anblick meinem Herzen ein heilender Balsam war. Aber meine Mutter, meine zärtliche Mutter ist dem Tode nahe, und ich kann jetzt nur an sie denken! —

Der Baron drückte ihr schweigend die Hand, und Felsburg beschwor Marien von Neuem, ihn zu seiner Tochter zu führen.

„Ja, Marie, sagte der Graf; laß uns zu deiner unglücklichen Mutter eilen."

— Aber, mein Gott, Ferdinand, unterbrach die Gräfinn; warte doch, bis der Wagen angespannt ist. Bist du, Marie und Herr Felsburg im Stande, bis nach dem Dorfe zu gehen? — Nach diesen Worten klingelte sie, und befahl, eiligst den Wagen anzuspannen.

Unterdessen führte der Graf Marien zu seinem Vater, der sie mit allen Zeichen der größten Zärtlichkeit empfing. Auch Charlotte nahm jetzt die Aufmerksamkeit ihrer Nichte in Anspruch, welche erstaunte, in ihrer Freundinn, der Madame Sander, die geliebte Schwester ihres Vaters wiederzufinden.

Man meldete jetzt, daß der Wagen bereit sei. „Wenn der Anblick einer Sterbenden dir nicht zu schrecklich ist, sagte der Graf, seiner Gemahlinn die Hand bietend, so bitte ich dich, uns zu begleiten."

— Ich folge dir, Ferdinand, um deinen Schmerz bei diesem Anblick zu theilen. —

Marie, von ihrem Großvater geführt, folgte den beiden Gatten. In diesem Augenblick meldete man den Besuch der Baroninn Cäcilie an. Marie stieß einen Schrei der Ver-

zweiflung aus, und rief: „Ach, retten Sie mich, retten Sie mich vor ihr!“ Mit diesen Worten riß sie sich gewaltsam los, eilte die Treppe hinunter, und sprang zuerst in den Wagen. Jedermann sahe ihre heftige Bewegung, aber sie bat, sie jetzt nicht weiter zu befragen, ehe man nicht ihre Mutter gesehen hätte.

Der Zustand des Grafen während der kurzen Fahrt war unbeschreiblich, und als der Wagen vor einem niedlichen Hause in einer entfernten Gegend des Dorfes hielt, schien er seinem Schmerz unterliegen zu wollen. Die Gräfinn war ebenfalls ihrer selbst kaum mehr mächtig; doch erholte sie sich, und suchte auch den Muth ihres Gemahles zu beleben, während Marie sie in die friedliche Wohnung führte. „Ich will meine Mutter vorbereiten, sagte diese vorangehend; ach, wenn sie nur noch lebt!“

Der alte Felsburg seufzte tief, und bis zur Rückkehr Mariens herrschte das größte Schweigen in dem Zimmer, in welchem man abgetreten war. Bald erschien Marie wieder, und sagte: „Folgen Sie mir jetzt; meine Mut-

ter ist in diesem Augenblick ruhig, und darauf gefaßt, Sie zu sehen."

Aus Zartgefühl wollte die Gräfinn nicht sogleich mit hineingehen; Ferdinand und Felsb begaben sich daher ohne sie zu der unglücklichen Marie, deren Anblick den nahen Tod verkündete. Neben ihrem Bette stand eine Dame, die auf jedes ihrer Bedürfnisse aufmerksam zu sein schien. Marie näherte sich ihrer Mutter, nahm eine ihrer Hände, und zeigte ihr den alten Felsburg.

„O, mein Vater, mein theurer Vater! rief das unglückliche Opfer des Schicksals; Sie versüßen mir also durch Ihre Gegenwart und Ihre Verzeihung die letzten Augenblicke meines Lebens!"

— Ja, ich verzeihe dir, sagte der ehrwürdige Greis schluchzend; mögest du bei deinem Gotte die Nachsicht finden, zu welcher das Herz deines Vaters stets bereit war! —

Jetzt trat der Graf Ferdinand näher, und betrachtete einen Augenblick lang schweigend das Gesicht, das ihn einst entzückte, und an

den Pforten des Todes noch einen Theil seiner Schönheit besaß.

„Ferdinand!" sagte sie mit zitternder Stimme; aber sie war nicht im Stande, noch ein Wort hervorzubringen. Dieser Ton ging bis zum Herzen des Grafen, und machte einen so lebhaften Eindruck auf ihn, daß er fast ohne Bewußtsein auf das Bett sank. „Also auf diese Weise, sagte er endlich, sollten wir uns wiedersehen? Ach, Marie, wenn du wüßtest, was ich gelitten habe, so würdest du glauben, daß du vollkommen gerächt bist. O hättest du nicht mit solcher Eile gehandelt, ich hätte Alles für dich aufgeopfert; aber lebe noch, theure Marie, um in deine Rechte zurückzukehren; eine Frau, deren Gesinnungen so edel und großmüthig sind, als die deinigen, ist bereit, dir ihre Rechte abzutreten."

— Nein, Ferdinand! Meine Leiden werden, Dank sei dem Himmel, bald geendigt sein. Ruhig kann ich jetzt meine Augen schließen, da meine heißesten Wünsche erhört worden sind: ich habe meinen Vater wiedergesehen, und dich, mein Ferdinand, dem ich verzeihe. ...

Nur der Tod ist mir noch übrig. Lebe glücklich mit der großmüthigen Gattinn, die ich durch Marien lieben gelernt habe. —

Mehr konnte die Unglückliche nicht sagen, ihre Stimme verließ sie; doch erholte sie sich wieder bei den zärtlichen Küssen Ferdinands, der sie jetzt davon unterrichtete, welches Opfer die Gräfinn Rosalie ihr zu bringen gedachte. „O warum kann ich diese himmlische Frau nicht sehen, ehe ich sterbe!“ rief sie aus.

Marie verließ jetzt ihre Mutter, und kam bald darauf mit der Gräfinn Rosalie wieder zurück, die sich dem Bette näherte, und die Sterbende mit bewegter Stimme anredete: „Unglückliche Marie, hätte ich Ihre Leiden früher gekannt, ich hätte ihnen sogleich ein Ziel gesetzt; aber ich bitte Sie, lassen Sie mir jetzt noch die Genugthuung, das Ihnen widerfahrene Unrecht wieder gut zu machen! Leben Sie, um einen Gatten wieder zu erhalten, der nie aufgehört hat, Sie zu lieben.“

— Großmüthige Frau! erwiederte die Kranke; Ihr Beispiel würde mich lehren, was ich zu thun hätte, wenn das Grab nicht bald

alle meine Leiden bedeckte! Ich bin von Dankbarkeit und Bewunderung gegen Ihre edlen Gesinnungen durchdrungen, und o! was bin ich Ihnen nicht für die Sorgfalt schuldig, die Sie meiner Tochter erwiesen haben! Der Himmel ... —

Eine Schwäche, die ihre baldige gänzliche Auflösung ankündigte, verhinderte sie, mehr zu sagen. Marie neigte sich über ihre sterbende Mutter, mit allen Zeichen des tiefsten Schmerzes; Felsburg nahm die Hand seiner Tochter, und flößte ihr durch seine Worte Trost in das gebrochene Herz. Sie wurde wieder ruhiger, und schien ohne Furcht den schrecklichen Augenblick zu erwarten; dann verfiel sie in einen süßen Schlaf, und um sie nicht zu stören, verließ Jedermann, den alten Felsburg ausgenommen, der bei seiner Tochter blieb, das Zimmer.

Der Graf Ferdinand hatte mit Ueberraschung bemerkt, welche Vertraulichkeit zwischen seiner Tochter und jener fremden Dame herrschte, deren wir oben erwähnten. Marie errieth seine Gedanken, nahm die Hand ihrer

Freundinn, und sagte zu ihrem Vater: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier meine Retterinn vorstelle, ohne deren Hülfe ich jetzt noch in einem Kloster eingesperrt sein würde, wohin mich der Haß eines grausamen Weibes bringen ließ.“

Der Graf und seine Gemahlinn gaben der schönen Fremden ihren innigsten Dank zu erkennen, und fragten dann Marien, wen sie die Ehre hätten vor sich zu sehen? Marie sahe ihre Freundinn verlegen an. „Entdecken Sie immer meinen Namen und meine Lage,“ sagte die Unbekannte, welche diese Verlegenheit bemerkte.

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und der Baron Heinrich trat ein. Bei seinem Anblick erblaßte die Fremde, und ergriff Mariens Hand. „Fürchten Sie nichts, sagte diese zu ihr; Heinrich ist der Neffe ihrer Todfeindinn, aber er würde Sie gegen die Wuth derselben vertheidigen, wenn sie es noch wagen sollte, Ihrer Freiheit nachzustellen.“

Fast athemlos trat Heinrich näher, und

sagte: „Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, daß ich Sie in diesem Augenblick belästige; aber ich kann unmöglich länger in der Ungewißheit bleiben. Der Ausruf, Marie, der dir entfuhr, als du die Baroninn Cäcilie anmelden hörtest, hat mich mit Erstaunen erfüllt, und meine Tante gerieth bei deinem Anblicke ebenfalls in den größten Schrecken, so daß sie in Ohnmacht fiel. Als sie wieder zu sich kam, warf sie fürchterliche Blicke um sich her, und fragte mit zitternder Stimme, wer die Person sei, die sie gesehen habe? — Meine Marie, antwortete ich ihr; o ich bin außer mir vor Freude! —

„Vor Freude! erwiederte sie. Marie ist also wieder im Schlosse? ... Es ist also Alles entdeckt? Und Amalie ist vielleicht ebenfalls frei? ... O, was soll jetzt aus mir werden! Ich bin entehrt, geschändet.... Aber ich will es nicht überleben! — Mit diesen Worten sprang sie auf, und stürzte sich die Treppe hinab, so daß man an ihrem Leben verzweifelt. Ueberzeugt, daß meine Tante an deinem Verschwinden Schuld ist, liebe Marie, bin ich

nun hierher geeilt, um aus deinem Munde die Wahrheit zu hören."

— Du hast ganz recht geurtheilt, lieber Heinrich, antwortete Marie; ja, die Baroninn Cäcilie hat mich entführen lassen. Aber dadurch kam ich zu einer Frau, deren Verlust schon seit so langer Zeit beweint wird, und die ebenfalls ein Opfer des Hasses deiner Tante gewesen ist. Muß ich noch hinzusetzen, daß es die unglückliche Amalie Sorgau ist, die ich das Vergnügen habe, dir hier vorzustellen? —

Der Baron Heinrich erstaunte, und der Graf Ferdinand, so wie seine Gemahlinn, welche ungeduldig waren, von den Begebenheiten näher unterrichtet zu werden, die ihnen noch unbegreiflich vorkamen, baten Marien, sie ihnen zu erklären.

„Ich habe Ihnen viel zu erzählen, antwortete Marie; meine Mutter hat mir die ganze Geschichte ihres Lebens anvertraut, und mir aufgetragen, sie Ihnen mitzutheilen. Da sie in diesem Augenblick schläft, so nehme ich die Gelegenheit wahr, Ihnen Alles zu enthüllen, was Ihnen bisher geheimnißvoll

schien, und auch um deine Aufmerksamkeit, Heinrich, bitte ich. Da der Schein oft wider mich war, so ist es nöthig, daß du jetzt meine Rechtfertigung mit anhörst.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

„Als meine Mutter Sie verlassen hatte, fing Marie an, ihren Vater ansehend, eilte sie zuerst nach dem Dorfe, in welchem sie ihre Jugend verlebt; denn sie hoffte bei ihrem Vater so viel Nachsicht zu finden, daß sie bei ihm ihr kummervolles Leben beschließen könnte. Aber ach! auch diese süße Hoffnung ward ihr geraubt, denn sie fand das Haus ihres Vaters verlassen, und Niemand konnte ihr von seinem Aufenthalte Nachricht geben. Sie kehrte daher nach München zurück, da sie sich erinnerte, daß eine ehemalige Dienerinn ihres Vaters in dieser Stadt verheirathet war, und beschloß, bei dieser für's Erste Schutz zu suchen."

„Frau Bergmann nahm sie mit allen Beweisen der Achtung und Liebe auf. Es würde mir sehr angenehm sein, sagte sie, Ihnen auf längere Zeit in meinem Hause einen

Aufenthalt gewähren zu können; aber wir stehen im Begriff, die hiesige Gegend zu verlassen, und uns in dem Dorfe Reichenstein am Rheine anzusiedeln, wo wir durch den Tod des Vaters meines Mannes ein kleines Haus geerbt haben. Diese Reise würde Ihnen wahrscheinlich nicht lieb sein, Frau Gräfinn."

„Meine arme Mutter erbebte, als sie sich bei diesem Titel nennen hörte. — Nach Reichenstein! rief sie, eben dort, wohin auch der Verräther zurückkehren wird! ... Doch, fuhr sie nach einiger Zeit fort, warum sollte ich zögern? Ich werde wenigstens den Trost haben, von ihm sprechen zu hören, und ihn manchmal zu sehen, ohne meinen Schwur zu brechen; denn ich will durchaus unbekannt leben."

„Sie können so eingezogen bei uns leben, wie Sie wollen, antwortete Frau Bergmann; reisen Sie also mit uns, und sein Sie überzeugt, daß Sie nirgends mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt finden werden, als bei uns."

„Meine Mutter kam mit dem gastfreundlichen Ehepaar gerade zu der Zeit in Reichenstein an, da man im ganzen Dorfe von nichts

sprach, als von der bevorstehenden Vermählung des Grafen Ferdinand mit der Gräfinn Rosalie. Welche Qual für das gefühlvolle Herz der unglücklichen Marie; die tiefste Schwermuth bemächtigte sich ihrer, und sie brachte ganze Tage lang in ihrem Zimmer zu, ohne ein Wort zu sprechen. Bald darauf wurde sie Mutter und gab mir das Leben. Da sie zu viel gelitten hatte, um sich bald wieder zu erholen, so schwebte ihr Leben mehrere Wochen lang in der größten Gefahr, und als sie einigermaßen wieder hergestellt war, sahen der gute Bergmann und seine Frau mit Schmerz, wie sich ihr Verstand in völliger Zerrüttung befand.

Ich war ungefähr drei Monate alt, als Ihre Vermählung Statt fand. Man hatte meiner Mutter diesen Umstand sorgfältig geheim gehalten, aber das Mädchen, welches zu ihrer Aufwartung bestimmt war, erzählte ihr von den Vorbereitungen zu den Feierlichkeiten, und nannte ihr sogar den Tag der Trauung. Meine Mutter hörte ihr aufmerksam zu; denn wenn es sich um ihr Unglück handelte, so schien ihr Verstand zurückzukehren. Am andern Mor-

gen des bestimmten Tages nahm sie mich, als ich fest schlief, in ihre Arme, legte mich nebst einem Briefe in einen Korb, und es gelang ihr, mit demselben ungesehen aus dem Hause zu kommen. Einen Bauer, den sie auf dem Felde antraf, und der sie noch nie gesehen hatte, bat sie, den Korb nach dem Schlosse zu tragen, indem sie ihm ein Stück Geld für seine Mühe in die Hand drückte. Was meine Mutter nachher gethan, hat sie sich niemals wieder erinnern können, und es scheint, als wenn mit der Trennung von mir der letzte Funke ihrer Vernunft dahin geschwunden war."

„Der redliche Bergmann hatte an diesem Tage einen seiner Nachbarn zum Fischen begleitet, und beide befanden sich gerade in der Gegend der Felsen mit ihrem Kahne, als sie sahen, wie eine Frau sich von dem Gipfel derselben in den Fluß hinabstürzte. Sie eilten ihr sogleich zu Hülfe, und waren so glücklich, sie an den Kleidern zu fassen, als das Wasser sie aus dem Abgrunde wieder emporhob. Welcher Schreck für den guten Bergmann, da er in der Unglücklichen meine Mutter er-

kannte! Sein Freund half ihm den leblosen Körper in seine Wohnung tragen, was von keinem der übrigen Dorfbewohner bemerkt ward, da sie alle mit den Festlichkeiten des Tages beschäftigt waren. Nach vielen Anstrengungen gelang es endlich, meine Mutter in's Leben zurückzubringen, und dieser Vorfall hatte die glücklichste Wirkung auf ihre Gesundheit, da ihre Vernunft vollkommen zurückkehrte. Sie schauderte jetzt bei dem Gedanken an das Verbrechen, das sie zu begehen im Begriff gewesen, und ihre vortreffliche Wirthinn dankte dem Himmel auf den Knien, als sie von ihr erfuhr, was sie für mich gethan hatte."

„Seit dieser Zeit erlitt meine Mutter keinen Rückfall ihrer Geisteszerrüttung mehr; aber es dauerte lange, ehe sie ihre Gesundheit völlig wieder erhielt. Zwar war sie äußerst betrübt, daß sie sich von mir getrennt hatte; allein der Gedanke, daß ich mich bei meinem Vater befände, und die Nachrichten, die sie aus dem Schlosse über die Art meiner Aufnahme und Erziehung erhielt, trösteten sie wieder. Mehrere Jahre verflossen, und meine

Mutter brachte ihre Tage in der Zurückgezogenheit und Reue zu. Alle Abend begab sie sich auf den Felsen, von welchem sie sich hinabgestürzt hatte, und betete dort zu Gott um Vergebung ihres Vergehens. Späterhin, als die Ueberreste der jungen liebenswürdigen Charlotte in der Kirche beigesetzt worden waren, fand sie ein trauriges Vergnügen daran, über dem Grabe dieses Kindes zu beten, und bei ihrem öfteren und längeren Aufenthalte daselbst entdeckte sie eine kleine geheime Thür, die zu einem langen dunklen Gange führte, den sie späterhin näher zu untersuchen, für's Erste aber zu ihrem Rückzuge zu benutzen gedachte, wenn sie überrascht werden sollte."

„Als meine Mutter sich eines Abends wie gewöhnlich bei dem Grabe Charlottens befand, um zu beten, hatte sie zum ersten Male Gelegenheit, Sie, ihren immer noch geliebten Gatten, wiederzusehen. Sie werden sich der näheren Umstände dieses Zusammentreffens noch erinnern, und eben jener dunkle Gang war ihr zu ihrer Flucht behülflich, als Sie den Versuch machten, die Ihnen erschienene Gestalt

näher kennen zu lernen. Einige Zeit nachher sahe meine Mutter auch mich in der Kirche, und es gelang ihr, Ihnen durch mich jenes Schreiben zukommen zu lassen, das ich Ihnen überreicht habe. Mein Erstaunen über das Wesen, das ich in der Kirche gesehen hatte, stieg, als ich dasselbe eines Abends auch in den Felsen erblickte, aber vergebens ihr auf die Spur zu kommen suchte. Es war meine Mutter, die sich gleich darauf in die Kirche begab, und hier die Unterredung Roberts mit mir anhörte. Sie schauderte, als sie den Bruder zur Schwester von Liebe sprechen hörte, und sprach daher einige Worte aus, welche uns beide mit Schrecken erfüllten. Von diesem Augenblick an beschloß meine Mutter, sich mir zu erkennen zu geben, um ein abscheuliches Verbrechen zu verhindern."

„An einem andern Abende sah ich meine Mutter abermals in den Felsen, und war dießmal so glücklich, sie während des Gebetes zu überraschen; wie erstaunte ich aber, als sie sich mit dem Ausruf: Meine Tochter! meine Marie! in meine Arme warf. Sie entdeckte

mir darauf das Geheimniß meiner Geburt, ließ mich aber schwören, Niemanden eine Sylbe davon zu entdecken, und schon am folgenden Morgen wurde meine Verschwiegenheit auf eine harte Probe gestellt, als man mich einer groben Lüge beschuldigte. Seit dieser Zeit hatte ich mit meiner Mutter häufige Zusammenkünfte. Die Feuersbrunst, welche in dem Dorfe ausbrach, hätte ihr beinahe das Leben gekostet; aber du weißt, lieber Heinrich, wer sie rettete. Da sie deinen Namen erfuhr, so fürchtete sie, erkannt zu werden, und floh daher noch vor Tagesanbruch aus der Hütte, wohin du sie gebracht hattest; glücklicherweise begegnete sie dem guten Bergmann und seiner Frau, welche sie in ihre neue Wohnung führten."

„Die schwache Gesundheit meiner Mutter litt durch diesen neuen Unfall außerordentlich. Um mich von der Unruhe über ihr Schicksal zu befreien, schrieb sie mir, sobald sie dazu im Stande war. Du warst zugegen, Heinrich, als ich ihren Brief erhielt; die Freude, die ich bei Lesung desselben empfand, schien bei dir einen ungerechten Verdacht gegen mich zu

erwecken. Ich eilte indessen, meine Mutter aufzusuchen, und war auf's Höchste überrascht, als ich einen mir unbekannten Herrn an der bezeichneten Stelle fand; doch beruhigte ich mich, als ich die Stimme meiner Mutter erkannte, die sich, um desto leichter unerkannt zu bleiben, so verkleidet hatte."

„Am Abend vor unserer Abreise nahm ich an dem gewöhnlichen Orte unserer Zusammenkünfte, in den Felsen, Abschied von meiner Mutter; ach, wie schmerzlich war für uns beide diese Trennung! Sie gab mir bei dieser Gelegenheit ihr Gemälde, das ich mit Entzücken empfing, und an meinem Herzen verbarg; bei der Eile unserer Abreise von der Frau von Saalheim, hatte ich aber das Unglück, es in meinem Zimmer liegen zu lassen."

„Während meiner Abwesenheit fing meine Mutter an, den langen dunkeln Gang, welcher aus der Kirche führte, zu untersuchen, und mit einer Laterne versehen, kam sie durch eine zweite Thür in eine lange Gallerie, an welcher mehrere Zimmer lagen. Die Thür, welche hierher führte, war durch ein großes

Gemälde versteckt, und meine Mutter sahe bald, daß sie sich im Schlosse befand; eine Entdeckung, welche ihr die größte Freude verursachte, weil sie auf diesem Wege Gelegenheit zu erhalten hoffte, nach meiner Rückkehr öfter und ungestörter mit mir zusammenzukommen. Mehrere Male versuchte sie, an das andere Ende der Gallerie zu gelangen, allein sie ward jedesmal durch eine oder die andere Person aus der Dienerschaft daran verhindert, die sie für ein Gespenst ansahen. Um ihren Zweck desto besser zu erreichen, benutzte sie diese abergläubische Furcht, und versah sich mit einer Larve, welche die schrecklichen Züge des Todes darstellte."

„Eines Abends kam meine Mutter wieder auf ihrem gewöhnlichen Wege nach der Gallerie, und erstaunte, Sie dort zu erblicken, theurer Vater; sie zog sich aber sogleich wieder zurück, indem sie Ihnen die größte Unruhe durch die Bewegung des Gemäldes verursachte, hinter welchem die Thür versteckt war. Indessen wünschte sie zu wissen, was Sie beginnen würden, und blieb daher an der Thür ste-

hen, wo sie Ihrer Unterredung mit dem Grafen Wilhelm zuhörte; der Letztere schien zu glauben, daß ich seine Enkelinn sei, worauf meine Mutter mehrere Worte aussprach, um seine Vermuthung zu bestätigen."

„Am folgenden Abende wagte sie sich abermals in die Gallerie, und da sie zu spät Ihre Gegenwart bemerkte, lieber Vater, so wäre sie beinahe von Ihnen entdeckt worden, als Sie sie festhielten. Sie erkannten sie zwar; aber sie ergriff einen günstigen Augenblick, die Todtenlarve vor's Gesicht zu nehmen, und als Sie von diesem Anblick erschrocken Ihr Bewußtsein verloren, ergriff sie die Flucht. Seit dieser Zeit begegnete sie Niemanden mehr in der Gallerie, was ihr Gelegenheit gab, sich mehrerer geheimer Treppen und Gänge im Schlosse zu bemeistern, ja bis in ein geheimes Kabinet dicht neben Ihrem Zimmer zu gelangen. Als Sie mit Heinrich, nach seiner Rückkehr aus Wien, eine Unterredung daselbst hatten, und der Gefahr erwähnten, die mir drohte, sprach meine Mutter abermals einige Worte aus, um Ihre Reise nach Wien zu beschleunigen."

„Das Wiedersehen mit meiner Mutter, als ich glücklich nach dem Schlosse zurückgekommen war, war entzückend für uns beide. Wir setzten wie früher unsere Zusammenkünfte fort, und ich war an jenem Nachmittage, wo Heinrich so sehr wünschte, mich zu begleiten, ebenfalls im Begriff, nach den Felsen zu gehen, als ich plötzlich, indem ich quer über die Landstraße ging, von zwei Männern ergriffen, und alles Widerstandes ungeachtet in einen Wagen geschleppt ward. Meine Verzweiflung war unbeschreiblich; nach einer ziemlich langen Reise hielt der Wagen vor einem großen Gebäude von dem finstersten und traurigsten Ansehen.“

— Dieses Kloster wird Ihr künftiger Aufenthalt sein, sagte einer meiner Begleiter zu mir. —

„Ein Kloster? wiederholte ich; o Sie haben Sich wahrscheinlich in Ihrem Schlachtopfer geirrt, denn ich wüßte keine Ursache, warum man mich hier einsperren sollte.“ — Ich erhielt keine Antwort, sondern ward in das Kloster zur Aebtissinn geführt, worauf meine Begleiter, die einen Brief an die Letztere ab-

gaben, sich wieder entfernten. Das edle und gütige Wesen der Aebtissinn nahm mich sogleich für sie ein, und ich erholte mich von meiner Furcht gänzlich, als sie freundschaftlich meine Hand ergriff, und mich bat, ruhig zu sein, da sie weit entfernt sei, den Wünschen meiner Feindinn nachzukommen.

„Ich warf mich ihr zu Füßen, und bat sie, mir zu entdecken, von welcher Feindinn sie sprechen wollte."

— Wie! rief sie aus, Sie wissen nicht, auf wessen Befehl Sie hierher gebracht worden sind? Kennen Sie die Baroninn Cäcilie von Lindau nicht? —

„Allmächtiger Gott! erwiederte ich; ich soll also ebenfalls ein Opfer ihrer Wuth werden, und die unglückliche Amalie Sorgau hat die Grausamkeit dieses Weibes noch nicht sättigen können?"

— Haben Sie von dieser Amalie gehört? fragte mich die Aebtissinn mit zitternder Stimme, und kennen Sie ihre traurige Geschichte? —

„Ja, antwortete ich; der Kapitän Sorgau ist untröstlich über ihren Verlust."

— Gott! der Kapitän Sorgau lebt noch! sagte die Aebtissinn, in einen Strom von Thränen ausbrechend und auf ihren Lehnstuhl zurücksinkend. —

„Ich erstaunte, und fragte sie nach der Ursache ihrer heftigen Bewegung, als in dem Augenblick mehrere Nonnen eintraten. Die Aebtissinn suchte sich zu beruhigen, und befahl mir ein Zimmer anzuweisen, wobei sie mir das Versprechen wiederholte, daß mir hier nichts Böses widerfahren sollte." —

„Am andern Morgen kam die Aebtissinn in mein Zimmer, und bat mich, ihr meine Vermuthungen über die Ursache mitzutheilen, welche die Baroninn Cäcilie haben könnte, mich in dem Kloster einsperren zu wollen. Ich gestand ihr, daß meine Verbindung mit dem Baron Lindau, dem Neffen meiner Feindinn, nahe gewesen sei, und daß dieß wahrscheinlich die Baroninn zu ihrem grausamen Verfahren veranlaßt habe."

— Sie irren Sich nicht, erwiederte die Aebtissinn; in dem Briefe, welchen Ihre Begleiter überbracht haben, bittet die Baroninn,

Sie auf immer hier eingesperrt zu halten, Sie mit der größten Strenge zu behandeln, und vorzüglich zu verhindern, daß Sie nicht mit Amalie Sorgau zusammenkommen können. —

„Himmel! rief ich aus; die unglückliche Amalie ist also ebenfalls in diesem Kloster? Aber was soll ich denken? Sie scheinen Mitleiden und Edelmuth zu besitzen, und dennoch kann die Baroninn einen solchen Brief an Sie richten?“

— Ich will Ihnen Alles erklären, antwortete sie. Die vorige Aebtissinn dieses Klosters, die vertrauteste Freundinn der Baroninn, und wie sie der schändlichsten Handlungen fähig, ist vor einigen Tagen gestorben. Ich ward sogleich einstimmig als ihre Nachfolgerinn erwählt, obgleich ich das ewige Gelübde noch nicht abgelegt habe; allein in der Absicht, die bisherigen Mißbräuche abzustellen, nahm ich den Antrag an, und in wenigen Tagen soll ich mein Gelübde ablegen. Da das Schreiben der Baroninn an die Aebtissinn gerichtet war, von deren Tode sie noch nichts weiß, so ist es mir übergeben worden; Sie haben jetzt nichts zu

fürchten, da Sie, wenn es Ihnen beliebt, zu Ihren Verwandten zurückkehren können. —

„Ach, erwiederte ich, ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen soll. Aber Sie sagten vorher, daß sich Amalie in diesen Mauern befindet; o erlauben Sie, daß sie mir folgen darf, geben Sie sie ihrem zärtlichen Gatten zurück!“ — Ein tiefer Seufzer der Aebtissinn machte mich jetzt aufmerksam. — Man hat Amalien überredet, sagte sie, daß ihr Gatte todt sei, und Sie versichern, daß er noch lebt! —

„Ja, er lebt noch, unterbrach ich; erlauben Sie mir, seine Gemahlinn zu sehen, um ihr diese glückliche Nachricht mitzutheilen. — Sie sehen sie vor sich, antwortete die Aebtissinn; ich bin die unglückliche Amalie, der Sie ein neues Leben wiedergegeben haben, indem Sie versichern, daß ihr Gatte nicht todt ist!“

„Meine Ueberraschung war außerordentlich; Amalie, welche noch nicht wirklich Nonne war, machte sogleich Anstalten zu unserer Abreise, und unterweges bestand unsere einzige Furcht nur darin, daß wir unserer grausamen Feindinn abermals in die Hände fallen möch-

ten. Indessen kamen wir glücklich hier im Dorfe an, wo mich ein neuer Schrecken erwartete, da ich meine theure Mutter auf dem Todtenbette fand; sie befahl mir, meinen Vater herbeizuholen, den sie vor ihrem Ende noch einmal zu sehen wünschte, und ich hatte meinen ganzen Muth nöthig, um diesen Auftrag auszuführen.“

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Marie endigte hiermit ihre Erzählung, und ihre Thränen, ihr Schluchzen verhinderten sie überdieß, noch ein Wort hervorzubringen. Der Baron warf sich vor ihr auf ein Knie, und beschwor sie, ihm seinen ungerechten Argwohn, den er früher gegen sie gehegt hatte, zu verzeihen; zugleich drückte er ihr seinen ganzen Abscheu vor den Verbrechen seiner Tante aus.

Bald darauf erwachte Mariens Mutter, und als diese erfuhr, daß der Baron Heinrich zugegen sei, zeigte sie ihr Verlangen, ihn zu sehen. „O, was habe ich Ihnen zu danken, sagte sie zu ihm mit sterbender Stimme;

Sie haben mir das Leben gerettet: hier ist die Belohnung, die ich Ihnen geben kann." Mit diesen Worten legte sie die Hand des jungen Barons in die Mariens, und die beiden Liebenden empfingen darauf ihren Segen.

Der Baron Heinrich warf sich vor dem Bette der Sterbenden auf ein Knie nieder. „Schreckliches Schicksal! rief er aus, das Unglück zweier so edlen und großmüthigen Frauen, wie Marie und Rosalie, gemacht zu haben!" Zu schwach, um noch ein Wort hervorzubringen, legte Marie Waller Ferdinands Hand in die Rosaliens, und richtete dann ihre erloschenen Blicke auf ihren Vater und ihre Tochter. Ein himmlisches Lächeln schwebte dann auf ihren bleichen Lippen, und .... ihr Geist war seiner irdischen Hülle entflohen. — Wir ziehen einen Vorhang über diese traurige Scene .... Friede über deine Asche, unglückliche Marie! —

Der ehrwürdige Felsburg hatte also seine Tochter nur wiedergefunden, um sie sterben zu sehen. ... Sein Schmerz war groß; aber er trug ihn mit Ergebung, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie seiner würdig geblieben war.

Die Vorwürfe, welche der Graf Ferdinand sich machte, die vorzüglichste Ursache an dem frühen Tode dieser geliebten Frau gewesen zu sein, vermehrten noch seine Trauer. Er gedachte ihrer stets, bis zu seinem letzten Augenblicke; mit der Länge der Zeit wurde indessen sein Geist ruhiger, und er wandte Alles an, um die Achtung seiner edlen und großmüthigen Gemahlinn zu verdienen.

Marie fühlte nur einige Linderung ihres Schmerzes, wenn sie mehrere Stunden hintereinander auf dem Grabe ihrer Mutter zugebracht hatte, und begab sich daher häufig nach der Kirche, wo ihre Gebeine ruheten. Ein so heftiger Kummer mußte endlich ihre Gesundheit untergraben, und der alte Felsburg machte ihr die zärtlichsten Vorwürfe über ihre Trauer, indem er ihr vorstellte, daß sie ihr Leben noch für ihren Vater und für den ihr bestimmten Gemahl erhalten müsse. Seit dieser Zeit wurde Marie wirklich etwas ruhiger, und gab sich endlich ganz der Freundschaft, Zärtlichkeit und Liebe hin, mit denen man ihr entgegenkam.

Der Baron Heinrich wiederholte seiner Ge-

liebten unaufhörlich, daß er die Beleidigung nie vergessen würde, die ihr seine Tante zugefügt hatte; aber Marie bat ihn, sich nicht weiter darüber zu betrüben, weil sie diesem grausamen Weibe längst verziehen hätte, da ohne diese Begebenheit die unglückliche Amalie für ihren Gatten wahrscheinlich auf immer verloren gewesen sein würde. Ihrem Entschlusse getreu, erst ein Jahr nach dem Tode ihrer Mutter ihrem Geliebten die Hand zu reichen, widerstand sie allen seinen Bitten, diesen glücklichen Augenblick zu beschleunigen.

Sobald der Kapitän Sorgau erfuhr, daß seine Amalie auf dem Schlosse Reichenstein sei, eilte er in die Arme dieser angebeteten Gattinn, und vergaß an ihrem Herzen allen seinen früheren Kummer. Kurz nach seiner Ankunft starb die Baroninn Cäcilie an den Folgen der Wunden, die sie sich beim Hinabstürzen von der Treppe zugezogen hatte, und der Kapitän folgte nun der Einladung seines alten Freundes, des Barons Lindau, mit seiner Gemahlinn eine Wohnung auf dessen Schlosse anzunehmen.

Um sich einigermaßen von den letzten Eindrücken des Kummers zu zerstreuen, machten Charlotte und ihr Gatte, der edle Sander, den Vorschlag, sich auf einige Zeit nach Wien und nach Schönbrunn zu begeben. Jedermann gab dieser Vergnügungsreise Beifall, und bald verließen sämmtliche Mitglieder der Familie die Gegenden des Rheins, um sie mit denen der Donau zu vertauschen; nur der alte Graf Wilhelm blieb seines Alters wegen zurück.

Wie verschieden waren die Empfindungen Aller bei der jetzigen Ankunft in Wien von den Gefühlen, welche sie auf der vorigen Reise beherrschten. Eine sanfte Heiterkeit malte sich in allen Gesichtern, und bei Niemanden mehr, als bei der Gräfinn Rosalie, die jetzt, wo sie die liebenswürdigen Eigenschaften ihres Herzens nicht mehr unter der Maske des Stolzes verbarg, der größten Lobeserhebungen würdig war. In allen ihren Handlungen leuchtete die Zärtlichkeit für den Grafen Ferdinand hervor, der sie mit der zartesten Aufmerksamkeit erwiederte.

Als man auf dem Landhause Sanders an-

gekommen war, schrieb Charlotte einige Zeilen an die Frau von Saalheim, die sogleich mit ihrem Gemahl herbeieilte, und entzückt war, Marien, die sie leidenschaftlich liebte, wiederzusehen. Dem alten Felsburg wünschte sie von Herzen Glück über den unerwarteten Erfolg seiner Reise. Jedermann bemerkte Paulinens Ungeduld und Unruhe, die überhaupt von Allen die Einzige zu sein schien, an deren Herzen noch Betrübniß nagte. Marie, die den innigsten Theil daran nahm, fragte daher die Frau von Saalheim nach dem Obersten von Lessen und seinem Sohne Adolph.

„Sie sind beide gesund, erwiederte sie, und werden nicht verfehlen, ihre Aufwartung zu machen, sobald sie nur wissen, daß Sie Sich wieder hier befinden."

— Es wird uns sehr angenehm sein, sagte der Graf Ferdinand, Paulinen mit einem beifälligen Lächeln ansehend, den Obersten und seinen Sohn bei uns zu sehen. —

Adolph von Lessen liebte Paulinen aufrichtig, und der Stolz der alten Gräfinn Lobethal hatte die Leidenschaft seines Herzens nicht schwächen können. Welches Entzücken war es daher für ihn, als er sich, bei dem Besuche, den er in Begleitung seines

Vaters abstattete, von dem Grafen Ferdinand und seiner Gemahlinn mit Hochachtung und Vergnügen empfangen sahe. Er gestand ihnen nach einiger Zeit offen seine Liebe zu Paulinen, und erhielt ihre Einwilligung. Der Vermählungstag ward festgesetzt, und Robert erhielt die Erlaubniß, seine geliebte Luise an demselben Tage zum Altare zu führen, der das Schicksal seiner Schwester bestimmen sollte. Der Baron Heinrich war nicht ohne einigen Neid Zeuge des Glücks dieser beiden jungen Ehepaare; aber er fügte sich, obgleich ungeduldig, in den Willen seiner Marie.

Nach einigen Monaten kehrte die ganze Familie nach Reichenstein zurück, wo der alte Graf Wilhelm den Gemahl seiner Enkelinn freundschaftlich empfing. Heinrich zählte mit immer größerer Ungeduld die Tage, die noch verfließen sollten, ehe er sich den glücklichsten der Männer nennen sollte. Endlich setzte Marie mit der liebenswürdigsten Schamhaftigkeit selbst den Tag ihrer Vermählung an; die glückliche Stunde schlug, und mit klopfendem Herzen folgte sie ihrem Geliebten zum Altare. An diesem denkwürdigen Tage, welcher der Anfang einer ungestörten Glückselig-

keit war, herrschte in den Herzen Aller die aufrichtigste Theilnahme und Freude, und der Himmel schien später den Baron Heinrich und seine junge Frau für allen erlittenen Kummer entschädigen zu wollen, indem er ihnen den Weg durch das Leben süß und angenehm machte.

Der großmüthige Graf Gustav hielt sein Versprechen, und setzte Marien zu seiner Erbinn ein. Er verheirathete sich nie, und blieb bei seiner Mutter, die in die Vermählung Roberts und Paulinens nur einwilligte, weil sie allen Einfluß auf ihre Tochter verloren hatte. Marie wurde auch die Erbinn ihres Großvaters, des alten Felsburg, und so brachte sie ihrem Gemahle einen großen Reichthum mit. Der Graf Ferdinand war gänzlich von seiner Schwermuth geheilt, und Alles auf den Schlössern Reichenstein und Lindau athmete die reinste Glückseligkeit und Zufriedenheit.







